

Vorlaubenhaus in Neu Dollstädt



Neu Dollstädt

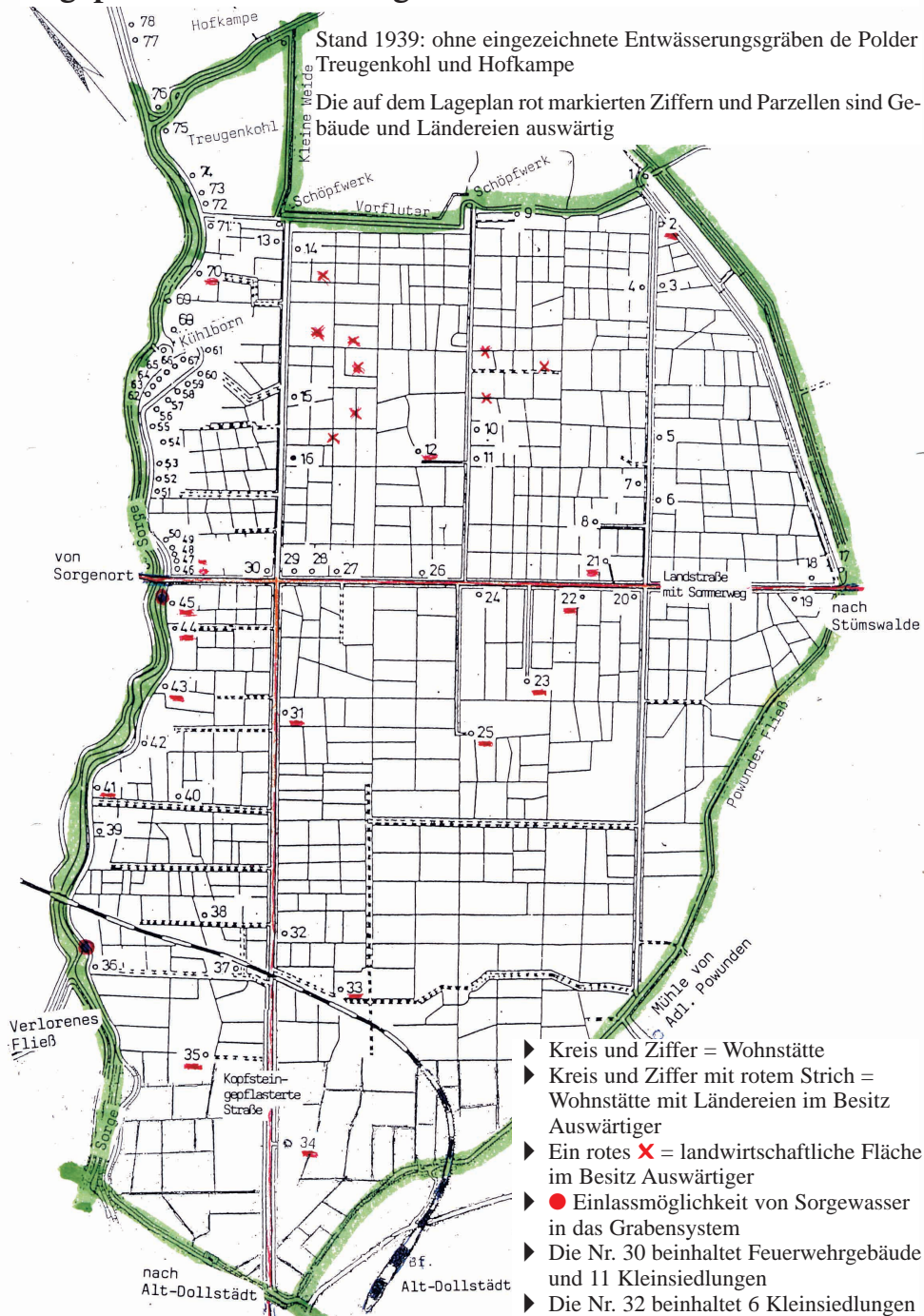
Auszug aus
„Das Kirchspiel Königsblumenau“

Chronik, Geschichte und Berichte

Zusammengestellt, ergänzt und erarbeitet von
Horst Zlomke

Neu-Dollstätt

Lageplan der Gemarkung Neu-Dollstätt



Die Neu-Dollstädter Bewohner und ihre Wohnstätten laut Lageplan

1	Steffen	52	Jacobsen
2	Hübner	53	Kranz
3	Block	54	Bröker, Gustav
4	Daniel	55	Bröker, Fritz
5	Meier	56	Schwabe, Pangritz, Hahn
6	Poeck	57	Oelschläger
7	Eichhorn, Liedtke, Buse, Schröter, Luft	58	Schönberg, Dobrodt
8	Braun, Schmelzer, Böhnke, Harwardt	59	Fröhlich, Petermann, Trautmann
9	Hellwig, Fuchs	60	Neumann
10	Reimer	61	Hildebrandt
11	Grunwald	62	Schwarzer
12	Litwitz	63	Krause
13	Schwabe	64	Bark
14	Freitag	65	Braun, Oelschläger
15	Bröcker	66	Krause
16	Kung	67	Maruhn, Drusinski
17	Hildebrandt	68	Reimann
18	Nerling, Dill	69	Bark
19	Krüger	70	Fröse, Reimer
20	Dobrick, Bordien	1	Kienast
21	Klein, Hübner	2	Janzen, Mix
22	Michaelis	3	Grunwald
23	Brühn, Täuberich	74	W,13 1 m
24	Grunwald	75	Hildebrandt
25	Wilhelm Rusikowski, Kosching	6	Maruhn
26	Viohl	7	Kinderheim „Sorgenfrei“
27	Krause, Schule	8	Schaberau
28	Korth	9	Fischer
29	Engel, Korth, Hildebrandt, Meiritz	0	Gottschalk
30	Kienitz, Meier, Rose, Engel, Oelschläger, Bark, Rinder, Rutkowski, Schwarzer, Kienast, Behrendt		Es handelt sich dabei um folgende auswärtige Besitzer:
31	Schmidt, Kuhn	2	Gut Adl. Powunden
32	Engel, Reimer, Braun, Klein, K	12	von Perbandt, Nahmgeist
33	Wölm	21	Karl Grunwald, Reichenbach
34	Keuchel	22	O. Schwarz, Reichenbach
35	Rosner, Rutkowski	23	W. Gelhar, Reichenbach
36	Riemer	25	v. Minnigerode, Rossitten
37	Sell	31	Nelson, Gut Mehrend
38	Janzen	33	Zimmermann, Neu-Powunden
39	Wichmann	34	Schwichtenberg, Alt-Dollstädt
40	Heinrich	41	G. Gehlhar, Reichenbach
41	Hilleberg	43	Nelson, Gut Mehrend
42	Zastrau, Maruhn	44	E. Preuß, Reichenbach
43	Böhnke	45	Thurau, Reichenbach
44	Pachmoor, Doms	46 u. 47	Häuser u. Grundstücke H. Schroeter, Molkerei, Elbing
45	Stier, Stockmann	70	Karl Grundwaldt,-Reichenbach
46	Daniel		Außerdem besaßen Land in Neu-Dollstädt: Geschwister Grunwaldt, Reichenbach
47	Schimmelpfennig, Meiritz, Täubberich, Geuke, Schwarkopf		Schlacht, Reichenbach, Abraham, Tippeln
48	Wölm		Hägner, Stümswalde
49	Roß		Die Vollständigkeit ohne Gewähr.
50	Grau		
51	Lange		

Neu-Dollstädt

Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein kleiner Garten Eden, das Neu-Dollstädt, welches seine Bewohner am 21. Januar 1945 fluchtartig vor der rasch anrückenden Roten Armee verlassen mussten.

Einstmals haben hier die Wellen des früher sehr umfangreichen schiffbaren Drausensees – eine Bucht des Frischen Haffs (oder war es weiter zurückliegend eine weit ins Land reichende Bucht der Ostsee) – bis an das Hochland, den Ausläufer des Uralisch-Baltischen Höhenzuges, gespült. Der Chronist Nicolaus von Jeroschin berichtet, dass 1233 Schiffe des Ritterordens auf dem Drausensee gekreuzt haben.

Die aus der angrenzenden höher gelegenen Region kommenden und in den Drausensee mündenden Flüsse und Bäche Thiene, Sorge, Klepine, Weeske, Elske, Birkenfließ und Powunder Fließ, vor allem die Sorge, brachten im Laufe der Jahrhunderte gewaltige Mengen Sinkstoffe, welche zu einer unaufhaltsamen Verlandung, zuerst Versumpfung, großer Drausenseeflächen führten, so dass im 20. Jahrhundert von des einstigen Sees Herrlichkeit nur eine Fahrrinne für Motorschiffe mühsam vor dem Zuwachsen freigehalten wurde.

Eine mehr oder minder feste, zum Teil strauch- und baumbestandene Sumpflandschaft des Drausensees war die 57 Hufen (957 Hektar) große Fläche, die der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach (1577 – 1603) am 9. Dezember 1590 unter der Bezeichnung Neu-Dollstädt, gehörend zum Amte Dollstädt, dem damaligen Besitzer von Adlig-Powunden, Christian Kirszenstein, verliehen hatte. – (Kirszenstein, ein Danziger Bürger, muss einem bedeutenden „Geldadel“ zugerechnet werden, denn offiziell war es Bürgerlichen erst nach 1872 erlaubt, adlige Güter zu erwerben). – Im Westen wurde die Fläche durch die Sorge begrenzt. In dieser war in nördlicher Richtung auf einer kleinen Halbinsel die uralte Fischersiedlung Kühlborn gelegen. 1386 wird sie in den Büchern des Ritterordens unter der Bezeichnung „Kuleborn“ erwähnt. – Wie wenig lukrativ die zu Lehen erhaltene Fläche war, ist aus dem geringen Zins zu ersehen, den der Beliehene für das Objekt zu erbringen hatte. Zwei Hufen (33,6 Hektar) waren vollkommen zins- und scharwerksfrei. Fünf Jahre war auch die übrige Fläche zinsfrei und danach mussten vorerst je Hufe und Jahr fünf Mark gezinst werden. Außerdem waren dem Beliehenen die Jagdrechte auf dem Anwesen eingeräumt worden, ferner die Fischereirechte in Sorge und Drausensee. Des weiteren war ihm die Einrichtung eines Kruges gestattet. (Jagd, Fischerei und Krugereinrichtung waren Regale, d.h. Monopole, des Landesherrn.) Bemerkenswert ist außerdem noch die gewährte kostenlose Entnahme von Nutz- und Brennholz aus der zum Amte Dollstädt gehörenden Waldung. – (Bei diesem Wald dürfte es sich weitgehend um den späteren Hohendorfer Wald gehandelt haben.)



Niederländische Mennoniten haben nach der Eindeichung weiterer Gebiete am Drausensee zum Auspumpen der nassen Ländereien die Windmühlen ihrer Heimat eingesetzt, deren Triebwerk auf eine sogenannte holzgedrechselte Schnecke übertragen wurde, die das Wasser nach dem Prinzip des Fleischwolfes hochschraubte und so das niedrig gelegene Land – laut Mitteilung von Oberbaurat Fritz Fieguth, Münster – entwässerte. Auf diese Weise legten niederländische Mennoniten im 16. und 17. Jahrhundert 470 Quadratkilometer bis zu zwei Meter unter dem Meeresspiegel gelegene Ländereien der drei Großen Werder trocken.

Bild und Text mit freundlicher Genehmigung von Dr. H. Penner aus „Mennonitische Geschichtsblätter“ 1969.

Um aus der zu Lehen erhaltenen Fläche einen größtmöglichen Nutzen zu ziehen, werden Christian Kirszenstein und seine Nachfahren um deren Kultivierung bemüht gewesen sein. Das Vorhaben muss jedoch von einem erstaunlichen Erfolg gekrönt gewesen sein, denn in dem schwedisch-polnischen Krieg (1626 – 1629), der auf ostpreußischem Boden ausgetragen wurde, haben marodierende polnische Truppen am 23. August 1629 etwa 40 Ansiedlungen in der Gemarkung von Neudollstädt geplündert und abgebrannt. Demnach müssen sich in den vergangenen 39 Jahren bereits etliche Unternehmungslustige in der Sumpflandschaft von Neudollstädt niedergelassen haben. Ein beneidenswertes Leben werden die ersten Siedler dort aber nicht geführt haben, denn halbwegs trockene, durch einfache Dämme und Gräben gesicherte Flächen sind immer wieder vom Wasser überspült worden. Über die Haustürschwellen tretendes Wasser wird bei ihnen kein außergewöhnlicher Gast gewesen sein, denn starke Nordwinde drückten zum Beispiel erhebliche Wassermassen in den Drausensee, so dass dessen Wasserstand um 80 Zentimeter höher als bei Niedrigwasser steigen konnte, was sich natürlich auf die anliegende Region auswirkte. Ein anderer unsicherer Kantonist war der später so liebenswerte, recht zahme Sorge-Fluss. Starke Regenfälle in den benachbarten höheren Regionen, vor allem aber die Schneeschmelze, ließen diesen Fluss erheblich anschwellen, was speziell den Anliegern an des Flusses Unterlauf oftmals arge Sorge bereitete. Und die Sorge ist wohl so gravierend gewesen, dass man

sie mit dem Fluss identifizierte. – Direkt ungestüm müssen die Prussen diesen Fluss erlebt haben. Sie nannten ihn Sirgune, was so viel wie wilder Hengst bedeutete. Aus der relativ raschen Besiedlung der Gemarkung Neu-Dollstädt ist zu schließen, dass die Entwässerungsspezialisten, die Mennoniten, daran Anteil hatten. Im vorliegenden Fall hat wohl vordergründig die Eindeichung der Sorge gestanden.

Die Mennoniten im Preußenland

Schon der Ritterorden hatte holländische Siedler im Prussenland geschätzt. So holte z.B. ein Lokrator (Siedleranwerber und Ortsgründer) Siedler aus den Niederlanden für Pazlok, die vom Ritterorden eroberte Verteidigungsstellung der Prussen. Das Vorhaben muss von nachhaltigem Erfolg gekrönt gewesen sein, denn 1297 erhob der Landmeister von Preußen, Meinhard von Querfurt, diese Siedlung zur Stadt. Und sie erhielt, als Würdigung der niederländischen Siedler, den Namen Holland.

Mit Hilfe der Niederländer dürfte der Ritterorden auch die von ihm 1288 in Angriff genommene Eindeichung der Weichsel betrieben haben.

1543 erfolgte in Preußen ein starker Zustrom von holländischen Glaubensflüchtlingen, Nichtkatholische, welche von Karl V. aus den Niederlanden ausgewiesen worden waren. Es waren vor allem Angehörige einer Sekte, die für die Erwachsenentaufe eintrat und später als Mennoniten bekannt geworden ist. – Eine zweite, jedoch größere Aussiedlerwelle gleicher Art traf zwischen den Jahren 1556 und 1560 in Preußen ein. Dort fanden sie in dem seit 1525 evangelischen und in Glaubensfragen toleranten, bevölkerungsarmen Preußen bereitwillig Aufnahme. – Preußen dürfte damals bei den Holländern einen sehr guten Ruf gehabt haben. Solches besagt ein holländisches Lied jener Zeit: „Naer Oostland willen wy ryden . . .“ (Nach Ostland wollen wir reiten . . .).

Diese holländischen Glaubensflüchtlinge siedelten vor allem am Unterlauf der Weichsel und im Gebiet der Nogat. Hier rangen sie, die sie über reichlich wasserbauliche Erfahrung und einen ungeheuren Pioniergeist verfügten, dem Wasser die später überaus fruchtbaren Regionen Danziger Werder, das Große Marienburger Werder und das Kleine Marienburger Werder ab. Im Zuge der Kultivierung des Letzten erfolgte auch die der Drausenseeregion. Ja, „Gott schuf das Meer und die Holländer das Land“.

Die oben genannten Kultivierungen, das Ringen mit dem Wasser waren das Werk von Generationen. Vielmehr an Gerätschaften als Axt und Säge zum Fällen des Strauch- und Baumbewuchses und ein Spaten standen damals für solche Arbeiten nicht zur Verfügung. Nur langsam schritt daher das Vorhaben voran. Und mehr als drei Viertel der ersten Pioniergeneration fiel dem Sumpffieber, der Malaria, zum

Opfer. – Die vordringlichste Arbeit war das Eindeichen der vorgesehenen Kultivierungsfläche. Um dem Deich eine entsprechende Festigkeit zu geben, musste dessen Unterbau aus Lehmboden erstellt werden. Mit Pferdefuhrwerken wurde dieser kilometerweit herangeschafft. War die Eindeichung der Fläche erfolgt, musste aus dieser das überschüssige Wasser herausgeschafft werden. Hierzu war es erforderlich, Entwässerungsgräben anzulegen.

Das Niederdorf Neu-Dollstädt

Die Kulturlandschaft Neu-Dollstädt war auf einem etwa zwölf Meter dicken, äußerst fruchtbaren Schwemmboden mit hohem Wasserhaltungsvermögen, jedoch bis 1,8 Meter unter NN gelegen. In dieser Gemarkung befanden sich die bodenpunktmäßig am höchsten bewerteten Ländereien des Kreises Preußisch Holland. Sie gehörten zum Besitz des Bauern Emil Viohl.

Neu-Dollstädt war typisch niederungsgeprägt. Es gab keinen Ortskern. Verstreut, jeweils an den dazugehörigen Ländereien waren die einzelnen Gehöfte gelegen. Die Gemarkung tischeben, wurde von einem etwa 140 Kilometer langen Grabennetz durchzogen, Gräben, in denen sich das überschüssige Wasser aus den angrenzenden Ländereien sammelte und zu einem erheblich größeren Graben, dem Mühlengraben, floss. Die Entwässerungsgräben, gradlinig angelegt, hatten eine Kronenbreite von etwa zwei Metern. Sie bildeten eine recht vihsichere Einfriedung der einzelnen Parzellen, hier Tafeln genannt. Die Gräben lieferten für das Weidevieh das Tränkwasser und für die Hausfrau so manches Fischgericht, vor allem in Form von Hechten und Schleien. Sie waren aber auch idealer Lebensraum für Amphibien, die Hauptnahrung des Storches, des „Aodeboar“, dem Lieblingsvogel der Ostpreußen. Der kam übrigens seinen Verpflichtungen in Neu-Dollstädt sehr gut nach. – Jedoch vor dessen Eintreffen im zeitigen Frühjahr, das junge Gras begann zu sprießen, erklang aus den Wiesen das „Kiwit-Kiwit“ der Kiebitze, die dort ihre eleganten Flugkünste vollführten, vor allem aber ihrem Brutgeschäft nachgingen. Und in den Monaten Mai und Juni, verstärkt in den Abendstunden, klang unüberhörbar durch die ganze Niederung das Liebeslied der „Poggen“ (Frösche). „Die Pogg“ war gleichsam die Nachtigall der Niederung.

Entlang der Wassergräben standen Kopfweiden, landschaftsprägende Weidenbäume, die man am Höhenwachstum gehindert hatte. Oftmals waren es sehr dickköpfige, skurrile Gebilde. Dem Weidevieh waren diese Bäume im Sommer willkommene Schattenspende, denn die ostpreußische Sonne konnte, speziell im August, wie Glut vom Himmel fallen. Etwa alle vier Jahre wurden die Weidenbäume „geköpft“, ihnen die Äste abgeschnitten. Diese Weidenäste lieferten die Sommerbrennung für den Kochherd, denn trockenes Weidenholz entwickelt rasche, kurzfristige Hitze.

Das Wasser der Zuggräben sammelte sich in dem nördlich der Gemarkung gelegenen Mühlengraben. Aus diesem wurde es, wenn erforderlich, über den Deich gepumpt und floss dann in dem Flüsschen „Kleine Weide“ zum Drausensee. Das Wasserabpumpen erfolgte über viele Jahre mittels zweier Windmühlen. Diese arbeiteten nach dem Prinzip des Eimerbaggers und dürften eine bessere Leistung erbracht haben als die von den Mennoniten eingeführten Wassermühlen, welche mit einer fleischwolfähnlichen Welle das Wasser anhoben. Dennoch haben die Mennoniten mit diesen Windmühlen 470 Quadratkilometer Ländereien, die zum Teil zwei Meter unter NN lagen, trocken gelegt.

Eine Wassermühle von der Art, wie sie einst in Neu-Dollstädt verwendet wurde, befand sich in Sorgenort. Sie stand als historisches Bauwerk unter Denkmalschutz, hat jedoch die Zeit nach 1945 nicht überlebt. – Die technische Entwicklung schritt voran und Ende des 19. Jahrhunderts mussten, wie andernorts, auch in Neu-Dollstädt die Windmühlen von Dampfkraft getriebenen Kreiselpumpen weichen. Die Tradition und die ein wenig von Romantik behafteten, die Niederung prägenden Windmühlen verschwanden aus dem Landschaftsbild.

In Neu-Dollstädt wurden zwei von Dampfkraft angetriebene Kreiselpumpen eingerichtet. Jetzt war man beim Wasserabpumpen nicht mehr vom Wind abhängig und leistungsstärker. Doch die ganze Angelegenheit wurde kostenintensiver. Um 1930 trat dann die Elektrizität ihren Siegeszug an. Nun wurde die westlich gelegene Kreiselpumpe mit Kraftstrom betrieben. Man war sparsam und nutzte nach Möglichkeit den preiswerten Nachtstrom. Im Normalfall konnte mit dieser einen Pumpe der gewünschte Wasserstand gehalten werden. Der für diese Pumpstation zuständige Wassermüller war Karl Schwabe. Er bewirtschaftete als Pächter mit seiner Frau zusätzlich eine dem Be- und Entwässerungsverband gehörende Landwirtschaft in einer Größe von fünf Hektar. – Die östliche, noch mit Dampf betriebene Pumpstation wurde nur bei starkem Wasseranfall, zum Beispiel bei Schneeschmelze, in Betrieb genommen. Letzter Wassermüller war hier Friedrich Hellwig. Er bewirtschaftete als Pächter ebenfalls eine dem oben genannten Verband gehörende landwirtschaftliche Fläche. Sie hatte die Größe von 14 Hektar.

Ja, die Bezeichnung Wassermüller und Wassermahlen hatten die Zeiten überlebt, obwohl es inzwischen Pumpenwärter waren, die das überschüssige Wasser abpumpten.

Wie in den anderen Niederungsorten bestand auch in Neu-Dollstädt ein Be- und Entwässerungsverband, um die recht aufwändige und keineswegs billige Wasserregulierung der Gemarkung zu gewährleisten, die für die gesamte Drausen-Niederung vom Wasser- und Schifffahrtsamt in Elbing zentral gesteuert wurde. Der Altbauer Heinrich Freitag war der letzte Vorsteher des Neu-Dollstädter Verbandes. Eine optimale Grundwasserhöhe und diese kontinuierlich eingehalten, wurde angestrebt, damit die Kulturpflanzen beste Wachstumsbedingungen hatten. Um dieses zu erreichen, war es unter anderem erforderlich, die Entwässerungsgräben

von Unkraut freizuhalten. Bei extremer Trockenheit aber musste das Wasser in den Gräben durch Wehre gestaut werden. Wenn dieses nicht genügte, konnte mittels zweier Einlassvorrichtungen Wasser aus der Sorge in das Grabensystem geleitet werden.

Dammbruch an der Nogat am 25. März 1888 bei Jonasdorf

Am 25. März 1888, es war Palmsonntag, da brach am Nachmittag bei Jonasdorf der östliche Nogatdamm. Als dann nächsten Tages auch bei Ellernbruch der Nogatdamm brach, war die Katastrophe vollkommen. In wenigen Tagen befanden sich 80 Dörfer in Wassernot. Die Gemarkung Neu-Dollstädt, von Deichen eingefasst bzw. im Westen an die Höhenregion reichend, einem großen Becken gleichend, lief randvoll mit Wasser. Erst im Laufe des Sommers kam in Neu-Dollstädt wieder Land in Sicht. Dieses und die Gebäude hatten enormen Schaden davongetragen.

Sehr großzügig war jedoch die Unterstützung, welche die Geschädigten erfuhren. Staatlicherseits durchgeführte Wasserschutzmaßnahmen, die vor dem Ersten Weltkrieg ihren Abschluss fanden, haben dann die ganze Niederungsregion gegen naturverursachte Überschwemmungen dieses Ausmaßes gefeit gemacht. Am bedeutendsten war hierbei die 1914 an der Montauer Spitze fertig gestellte Schleuse. Durch sie konnte das Eindringen von Weichselhochwasser in die Nogat verhindert werden.

Auswärtige Besitzer

Wie schon erwähnt, waren die Fruchtbarkeitserhaltenden Maßnahmen der Gemarkung wie in der Niederung allgemein recht kostenaufwändig. Zwar stöhnten darüber die Neu-Dollstädter, aber dennoch galt auch bei ihnen die Devise der Niederungsbewohner:

„Lewer in der Neddrung versupe als uf der Högh verdrege.“

Und die Landwirte aus der Ackerbauregion waren bemüht, der sehr guten Graswüchsigkeit wegen Niederungswiesenbesitz zu erwerben. Hierhin trieben sie für die Weidesaison ihr Jungvieh und die Jungpferde. Zum Teil gewann man außerdem dort auch Heu. – Praktiziert wurde oft der Auftrieb von Magerochsen, junge Ochsen, die durch den Winter „gehungert“ worden waren. Sie erreichten während der Weideperiode eine erstaunlich hohe Gewichtszunahme bei bestem marmorierten Fleisch und erzielten einen guten Marktpreis. Außerdem war deren Gedärm sehr geschätzt für die Zubereitung des ostpreußentypischen Fleckgerichts.

Die Ländereien, die sich in der Gemarkung Neu-Dollstädt in auswärtigem Be-

sitz befanden, sind aus dem Ortslageplan zu ersehen. Zu den meisten von ihnen gehörte ein Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Dort wohnte ein Wiesenwirt, allgemein Handzecher genannt. Ihm oblag die Aufsicht über das dort aufgetriebene Vieh, gegebenenfalls hatte er noch andere Aufgaben zu erledigen. – Das größte der auswärtigen Besitze war das 83,57 Hektar umfassende Vorwerk Damenhof. Es gehörte zur Begüterung derer von Minnigerode, Rossitten.

Der Fluss namens Sorge

Etwa in der Gemarkung Bauditten, im Nachbarkreis Mohrunen gelegen, entsprang die Sorge. In ihrem kurvenreichen Lauf berührte sie, noch ein unscheinbares Bächlein, Miswalde, gewann allmählich an Wasserfülle, erreichte Christburg und bald danach Baumgarth. Hier endete ihr ungezwungenes Dasein, wurde sie in Deiche gezwängt und bildete auf ihrem weiteren Lauf die Grenze zwischen Ostpreußen und Westpreußen.

Ruhig, die Fließrichtung kaum erkennbar, strebte nun die Sorge in einer Breite von etwa 20 Metern dem Drausensee zu und sah dabei gleichsam auf die beiderseitig tiefer liegenden Ländereien herab. Nichts deutete mehr auf die ungestüme „Sirgune“ (= wilder Hengst) der Prussenzeit. – Eine Strommeisterei, eine Außenstelle des Wasserbauamtes Elbing, ihr Standort war Groß-Brodsende, betreute gleichsam den eingedeichten Fluss, sorgte für ungehinderten Wasserfluss mittels Baggerarbeiten und überwachte die Standfestigkeit der durch Faschinen gesicherten Deiche. Und doch konnte es bei Schneeschmelze und Eisgang an der Sorge kritisch werden. Schwachstellen waren die vorher nicht erkannten Maulwurfsgänge in der Deichkrone. 1927 ereignete sich ein Dambruch im Bereich des Polders Hofkampe, jedoch ohne nachhaltige Folgen. – Die Deiche, im allgemeinen Sprachgebrauch Wall genannt, waren zum Teil als Fahrweg ausgebaut.

Die Sorge war einst der wichtigste Verkehrsweg der Region, noch zur Ordenszeit schiffbar bis Christburg. Später ist dieses bis Baumgarth möglich gewesen, wo ein Schiffswendebecken angelegt worden war. Der bedeutendste Sorgehafen mit einem hohen Frachtaufkommen war über Jahrhunderte Alt-Dollstädt. Laut Kursbuch der Deutschen Reichs-Postverwaltung vom Juni 1880 unterhielt damals sogar die Post eine Schiffsverbindung zwischen Elbing und dem Marktflecken Alt-Dollstädt. Mit dem Bau der Kunststraßen, vor allem mit der 1893 erfolgten Inbetriebnahme der Eisenbahnstrecke Osterode – Elbing, an welche Alt-Dollstädt mit einem Bahnhof angebunden war, verlor die Sorge ihre einstige Bedeutung als Verkehrsader. Der Schiffsverkehr, speziell der von Frachtschiffen, wurde ziemlich bedeutungslos. Ab und an steuerte ein Lastkahn den landwirtschaftlichen Produktenhandel, die Filiale der Firma Düwel & Brekau, in Alt-Dollstädt an. Von dem einstigen Frachtaufkommen auf der Sorge zeugte noch der auf der westlichen Uferseite gelegene Treidelweg. Menschenkraft war ehemals gefordert, wenn

wegen fehlenden Windes sich die Segel nicht blähten. – Eine gewisse Bedeutung gewann an den Sonntagen im Sommerhalbjahr der Tagestourismus der Elbinger Bevölkerung. Nach einer beschaulichen Schiffsfahrt über den Drausensee und die Sorge bot sich ihnen in Alt-Dollstädt die Gelegenheit, Waldluft im nahen Hohendorfer Forst zu genießen. Die Elbinger Schiffseigner Bruno Günther, Ewald Freiwald und Harwardt bewältigten diesen mit den Motorschiffen „Martha“, „Pfeil“ und „Schwalbe“. Aber auch der Sorgenorter Emil Wislowski beteiligte sich mit MS „Erika“. Bis etwa 150 Fahrgäste konnte jedes dieser mit 150 PS starken Motoren ausgerüsteten Schiffe befördern. Unter den Klängen der „Bordkapelle“, ein oder zwei Quetschkommoden- (Ziehharmonika) spielen, ging es in einer Fahr- rinne durch die Märchenlandschaft des verlandenden, unter Naturschutz stehenden Drausensees.

Mit dem Passieren der Sorgemündung verließ das Schiff Westpreußen. Linker Hand auf eine Insel ähnlich Kühlborn war das Gasthaus „Letzter Groschen“ ge- legen, Inhaber Arthur Gottschalk. Schon 1756 hat es dort eine Lokalität gegeben. Gastwirt war zu der Zeit ein Heinrich Lange und Jacob Schröter sein Instmann, denn zur Gaststätte gehörte auch landwirtschaftliche Nutzfläche. – Im Dritten Reich hatte beim „Letzten Groschen“ der Reichsarbeitsdienst Kultivierungsar- beiten durchgeführt. Das dort landwirtschaftlich nutzbare Areal gewann außerdem durch die jährlich erfolgte Anlandung von Baggergut aus der Sorge und der Fahr- rinne des Drausensees. Auf einer Strecke von etwa 1000 Metern folgte jetzt beid- seitig der Sorge urwüchsiges Rohrdickicht. Hieran schloss sich entlang des West- deiches das Niederungsdorf Sorgenort. Fast 60 Behausungen davon standen ent- lang des Sorgedeiches aufgereiht. Auf der östlichen Seite kam nach dem Rohr- dickicht ein ca. 75 Hektar großer Polder. Er war erst in den Jahren 1909 und 1911 kultiviert worden, trug den Namen „Hofkampe“ und gehörte zur Gemarkung Ho- hendorf. Südlich der „Hofkampe“, getrennt durch das Flüsschen Weide, lag der erheblich kleinere Polder „Treugenkohl“, allgemein „Neu-Dollstädt Außenland“ genannt. Er war Teil der Gemarkung Neu-Dollstädt.

Von der erhöhten Warte des Schiffes aus sah man in gepflegte Hausgärten, sah bei den Nahwohnenden, deren Gehöfte größtenteils mit dem Hausgiebel zum Deich standen, „Blumches“, blühende Geranien und Pantoffelblumen, auf den Fenster- simsien stehen. Man hatte einen weiten Blick in die Niederung; sattes Grün, schwarz-weiße Rinder und die übermütigen „Hietscherchen“ (junge Fohlen).

Ein Hindernis auf der Fahrt war die Sorgebrücke, die Neu-Dollstädt mit Sorgenort verband. Deren Mittelteil, auf Rollen gelagert, konnte mittels Drehkranz durch Bedienen einer Handkurbel zur Seite geschwenkt werden – eine Tätigkeit, die von einer Frau ausgeführt wurde. Der Schiffsführer ließ ihr einen Obolus zukommen und die Fahrt ging nach kurzer Unterbrechung weiter.

Emil Wesselowski beförderte außerdem mit der „Erika“ regelmäßig an den je- weiligen Markttagen in Elbing – Mittwoch und Samstag – die beidseitigen Sor-

geanlieger, die mit ihren Gartenerzeugnissen diesen Markt beschickten. – Auch das anspruchsvollste Gemüse gedieh auf dem fruchtbaren Niederungsboden prächtig. Es wuchs dort alles bei sachgemäßer Pflege einfach sagenhaft. – Am Abend vor dem Markttag tuckerte die „Erika“ die Sorge entlang und lud die Fracht für den nächsten Tag ein. Am Markttag war um 5 Uhr die Abfahrt. Damit die Passagiere dem Schlaf endgültig entrissen wurden, kredenzte die Frau des Schiffseigners den Fahrgästen einen inhaltsschweren Pott Kaffee – und setzte damit auch das ausdrucksvolle Mundwerk der Marktfrauen in Bewegung.

Die Sorge war weitgehend zum Bootsrevier geworden. Verschiedentlich kreuzten Elbinger Wassersportler mit ihren schmucken, gepflegten Paddel- und Ruderbooten auf ihr. Die Sorgeanlieger, allesamt Bootsbesitzer, hatten dagegen bescheidene, ihren Bedürfnissen angepasste Gefährte. Da war die „Lomme“, ein kleines Boot für zwei, drei Personen bzw. für Zuladung. Dann die „Jolle“, ausgelegt für etwa 15 Personen. Solch ein Gefährt stand dem in der Hofkampe, unmittelbar an der Sorge gelegenen Kinderheim zur Verfügung. Diejenigen, die Fischfang betrieben, bedienten sich der „Paudel“, einem Spezialboot. In dessen Mitte befand sich, auf des Bootes Grund und quer durch dieses, ein Behältnis für gefangene Fische. Hier hatten die Bootswände Bohrlöcher zwecks Frischwasserversorgung der gefangenen Fische.

Der Sorgeanlieger Gottfried Grau, allgemein Lommen-Grau genannt, war der Produzent von Lommen, Jollen und Paudeln. 1938 brannte sein Anwesen durch Blitzschlag ab. Er selbst, schon betagt, wurde 1945 von den Russen erschlagen. Seine Frau verstarb auf der Flucht.

An den Anlegestegen der Sorge sah man nicht nur Boote dümpeln, da befand sich oft auch ein Heger, ein Behältnis für die in Vorrat gefangenen Fische. Und man sah Hausfrauen, welche die verschiedensten ihrer Tätigkeiten, die mit Wasser in Zusammenhang standen, dorthin verlegt hatten. Nun, das Sorgewasser war von guter Qualität, frei von chemischen Verunreinigungen und Abwässern verschiedenster Art. Für die Bewohner von Kühlborn war die Sorge, außer Regen und Schnee, der einzige Wasserspender, der ihnen zur Verfügung stand. Sie mussten nur Obacht geben, dass sie keinen Pogg (Frosch) im Kaffeewasser hatten. – An Wasser höherer Qualität als das der Sorge war eigentlich in der Gemarkung Neu-Dollstädt kein Mangel. Allerdings befand sich dieses in einer Tiefe von mehr als 50 Metern. Hatte man bei Brunnenbohrungen die wasserundurchlässigen Ton- und Mergelschichten überwunden, sprudelte das Nass verschiedentlich infolge Überdrucks des Grundwassers selbstständig und unaufhaltsam heraus. Neu-Dollstädt verfügte daher über einige dieser artesischen Brunnen, die nie versiegten und denen der ärgste Dauerfrost nichts anhaben konnte.

Im Sommer war die Sorge eine Endlos-Badestelle der Jugend. Vereinzelt vertrauten sich nach Feierabend auch Erwachsene dem erfrischenden Nass an. Die ältere Generation mochte sich früher in der Öffentlichkeit nicht so entblößen.

Sie „huckten“ (setzten) sich höchstens auf den Anlegesteg und vertrauten ihre Füße der Sorge an. Fast zwingend notwendig war es für die Kinder, mit dem nassen Element vertraut zu sein, es schwimmend zu beherrschen. Und dennoch traten ab und an tragische Unfälle auf. So ertrank am 7. Juni 1932 der fünf Jahre alte Willi Wichmann. Und in dem Flüsschen Weide erlitt das gleiche Schicksal der sechs Jahre alte Sohn der Familie Breitfeld.

Dann war da das Malheur, das am 17. Oktober 1932 der Luise Bark widerfuhr. Ihre Enkelin feierte in Thiensdorf Hochzeit. Luise Bark wollte sich zu dem Anlass von einem Enkelsohn dorthin rudern lassen und nahm im Boot Platz. Wie sie es dann geschafft hatte, das Boot zum Kentern zu bringen, konnte sie im Nachhinein selbst nicht erklären. Jedenfalls sprang der Enkel, auch schon im vollen Hochzeitsstaat, ihr sofort hinterher und bekam die Oma ans rettende Ufer bugsiert; keine leichte Arbeit, denn Omas voluminöse Garderobe ihrer Generation wirkte wie ein Schwamm. Luise Bark wurde mit einigen heißen Wärmekruken ins Bett gepackt. – Ein richtiges ostpreußisches Bett bestand aus einem Unterbett, straff gefüllt mit Gänsefedern grober Qualität, und einem wahren Gebirge von Zudeck, dessen Inhalt Daunen und leichte Federn waren. – Mit der Teilnahme an der Hochzeit der Enkelin war es ja „nu nuscht nich“ für Luise Bark. Doch zwei Tage später, am 19. Oktober, war sie wieder putzmunter und so feierte das Ehepaar Bark (August, geboren am 8. Mai 1855 in Groß-Brodsende und Luise, geboren am 25. Dezember 1857 in Mehrend) die goldene Hochzeit. Nur sehr wenigen Ehepaaren war einst 50 Jahre Gemeinsamkeit vergönnt.

Wenn der ostpreußische Winter seinen Einzug gehalten hatte, wurde die Sorge rasch zur vielgeschätzten Schlittschuhlaufbahn. Bald war das Eis auch für Pferdegespanne tragbar und der zugefrorene Fluss für diese ein idealer Verkehrsweg. „Onkelche, derf ech mer anbomme?“, fragten die Kinder, bevor sie sich mit ihren Rodelschlitten an das Gefährt anhängten. Die Fahrten führten meistens zu den Kampen, um das dort geerntete Heu und Rohr abzutransportieren.

Wie es bei öffentlichen Gewässern allgemein der Fall war, verfügte der Staat auch bei Sorge, Weide und Drausensee über die Fischereirechte. Diese Rechte befanden sich bei dem oben genannten Gewässer inzwischen in Privathand. Einer der Nutznießer war der Bauer Otto Hildebrandt im Polder Treugenkohl. Im Grundbuch befand sich, im Zusammenhang mit dem landwirtschaftlichen Anwesen, dieses Fischereirecht verbrieft. Wahrscheinlich war dieses Recht einst käuflich erworben worden. Allerdings sind die Fischereirechte an diesen Gewässern mehrfach vergeben worden. Otto Hildebrandt hatte seinerseits den Fischfang auf der Sorge und dem Drausensee verpachtet. Den Fischbedarf der eigenen Familie deckte er durch Befischen der Weide.

Einen sehr guten Fischbesatz hatte, trotz unaufhaltsamer Verlandung, der Drausensee. Aber auch auf der Sorge und der Weide machte man gute Fänge. Nicht alltäglich war dort allerdings der Fang eines 15 Kilo schweren Hechtes.

Die Gemeinde Neu-Dollstädt

Laut Gemeindelexikon für die Provinz Ostpreußen vom 2. Dezember 1895 umfasste die Gemeinde Neu-Dollstädt, zu welcher der östliche Teil der Insel Kühlborn und die auf der östlichen Seite an der Mündung der Sorge gelegene Gaststätte „Letzter Groschen“ gehörten, 837 Hektar. Hinzu kamen die Gutsbezirke Vorwerk Damenhof (zu Rossitten gehörend) und Vorwerk Sorge (zu Adlig-Dollstädt gehörend) in einer Größe von 87,8 Hektar. Die Gesamtgröße der Gemeinde war 924,8 Hektar.

Es wurden dort 486 Personen gezählt, wovon 483 evangelischen und zwei katholischen Glaubens waren. Nur eine Person gehörte einer anderen christlichen Religion an.

Mit dem 30. September 1928 sind in Ostpreußen die Gutsbezirke als eigenständige Gemeinde aufgelöst worden. Es wurde damals die Landgemeinde Neu-Dollstädt geschaffen. Zu dieser gehörten die bisherige Dorfgemeinde Neu-Dollstädt, die Güter Adlig-Powunden und Neu-Powunden, ferner eine zu Hohendorf gehörende Exklave, nahe der Sorgebrücke gelegen, und ein Reststück des an Powunden grenzenden Hohendorfer Waldes. – Nach der 1935 durchgeführten Verwaltungsreform gab es nur noch die Bezeichnung Gemeinde.

Nach dem Gemeindelexikon für den Freistaat Preußen vom 1. September 1931 umfasste die Landgemeinde Neu-Dollstädt 1528,5 Hektar. An Einwohnern werden 685 Personen genannt. Davon waren 656 evangelischen und 13 katholischen Glaubens. Über 16 Personen sind diesbezüglich keine Angaben gemacht worden.

Am 17. Mai 1939 ist in der Provinz Ostpreußen eine Volks-, Berufs- und landwirtschaftliche Betriebszählung durchgeführt worden. Diese ermittelte für die Landgemeinde Neu-Dollstädt folgendes:

Zahl der Haushaltungen	191
Ständige Bevölkerung	763
davon männlich	381
Bevölkerung unter 6 Jahren	119
Bevölkerung 6 – 14 Jahre	138
Bevölkerung 14 – 64 Jahre	482
Bevölkerung 65 Jahre und älter	54

Berufszugehörigkeit

Land- und Forstwirtschaft	506
Industrie und Handwerk	136

Handel und Verkehr 40

Stellung im Beruf

Selbstständige	81
Mithelfende Familienangehörige	57
Arbeiter	560

Zahl der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe

0,5 - 5 Hektar	18
5 - 10 Hektar	10
10 - 20 Hektar	10
20 - 100 Hektar	4
100 und mehr Hektar	2

In der zweiten Hälfte der 30er Jahre vergrößerte sich in Neu-Dollstädt die Zahl der Kleinsiedlungen um 17 Anwesen. Die Ostpreußische Heimstätten GmbH hatte entsprechende Landflächen erworben und erstellte auch hier Siedlungen gleich denen im benachbarten Ort Stein.

Sechs dieser Siedlungen lagen östlich der Straße Alt-Dollstädt – Neu-Dollstädt und dort unweit der Bahnstrecke Osterode – Elbing. Deren Besitzer waren:

Braun, Willi	Zimmermann
Reimer, Paul	Rohr-Dachdecker
Klein, Adolf	Zimmermann
Klink, Ernst	
Engel, Gustav	Arbeiter
Klink, Adolf	Maurer

1938 bezugsfertig wurden die an dem Straßendreieck Sorgenort – Stümswalde – Alt-Dollstädt (nahe dem Feuerwehrgebäude) gelegenen elf Siedlungshäuser. Deren Besitzer waren:

Bark, Emil	Maurer
Behrend, Eduard	Arbeiter
Oelschläger, Fritz	
Engel, Wilhelm	
Rose, August	
Meier, Wilhelm	Zimmermann
Kinitz, Oskar	Arbeiter
Kienast, Adolf	
Schwarzer, Ernst	
Rutkowski, Rudolf	Arbeiter
Rinder, Wilhelm	Arbeiter

Da Neu-Dollstädt nicht an das öffentliche Stromnetz angeschlossen war, mussten auch die Siedlungshäuser ohne Elektrizität auskommen. Trotzdem hätte bei den letzten elf Siedlungen eine Hauswasserversorgung installiert werden können, die allein durch den Druck des dort vorhandenen artesischen Brunnens voll funktionsfähig gewesen wäre.

Diese 17 Siedlungshäuser, zwar massiv und solide erstellt, hätten jedoch in Größe und Ausstattung nicht den heutigen Ansprüchen genügt. Es waren eben Bauwerke jener Zeit, als zum Beispiel noch statt des separaten Schlafzimmers und Doppelbetts das für die Nacht in der Breite um eine Liegefläche ausziehende Bettgestell durchaus üblich war.

Neu-Dollstädt einst

In der Drausensee-Niederung herrschten vorwiegend die bäuerlichen Familienbetriebe kleinerer und mittlerer Größe vor. Dieses traf auch auf Neu-Dollstädt zu. Von den dort ansässigen Grundbesitzern hatte die Familie Poeck mit 74,05 Hektar mit Abstand das größte diesbezüglich aus dem Rahmen fallende Anwesen. Die beiden nächstgrößeren landwirtschaftlichen Betriebe waren die von Fritz Krüger mit 39,94 Hektar und von Otto Hildebrandt mit 25 Hektar. (Poeck und Krüger sind einstmals aus Reichenbach hier zugezogen.) Die Betriebe Poeck und Krüger waren sehr leistungsstark. Während Alfred Poeck das Trakehner Pferd favorisierte, wurde von Fritz Krüger das in der Region stark an Bedeutung gewinnende Kaltblutpferd gezüchtet und Junghengste zum Verkauf gestellt. – Bedingt durch die Ertragsfähigkeit des Landes, war bei intensiver Milchviehhaltung bereits Betrieben unter zehn Hektar ein gesichertes Familieneinkommen garantiert. Auf den in der südlichen Gemarkung befindlichen Flächen, die hier nur etwa 0,3 Meter unter NN lagen, wurde außer der Weidenutzung sehr erfolgreich und ertragssicher Ackerbau betrieben. Ansonsten baute man auf Ackerflächen vorwiegend Futterrüben an, und zur Auflockerung der Fruchtfolge Sommergetreide. Bei Wintergetreide bestand aufgrund des anmoorigen Bodens erhebliche Auswinterungsgefahr.

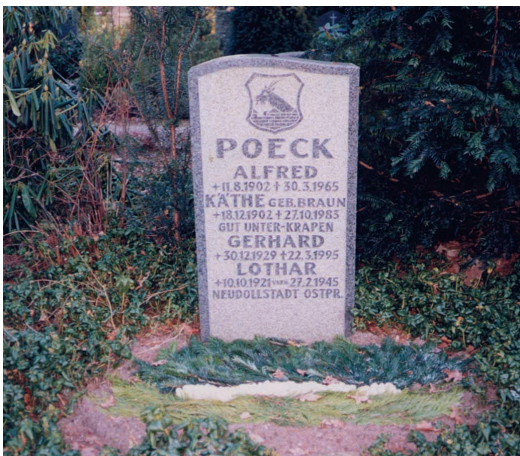
Landschaftsgeprägt waren die ursprünglichen Wohnstätten in der Niederung, erstellt aus Bohlen der ostpreußischen Kiefer, die in ihrer Wertigkeit verschiedenen ausländischen Edelhölzern gleichkam, und mit Rohr, welches in der Region ja reichlich vorhanden war, eingedeckt. Wohnhaus, Stall und Scheune befanden sich in einer Achse unter einem Dach. Eine weitere bauliche Eigenart war die in halber Höhe geteilte Stalltür. – Wie auf der benachbarten Höhenregion das dort einst typische Vorlaubenhaus von modernem Baustil weitgehend verdrängt war, geschah solches, wenn auch nicht in dem Umfang, mit den typischen Niederungsgebäuden.



Wohnhaus der Familie Poeck in Neu-Dollstädt



Gerhard Poeck, passionierter Züchter des Trakehner Pferdes. – Hier mit einem Junghengst aus der berühmten Pythagoras-Linie, der 1975 auf der Auktion in Neumünster den damals beachtlichen Preis von 32 000,- DM erzielte.



Das Wappen der Familie Poeck. Vereinfacht erscheint es auf dem Grabstein.

Gedenkstein der Familie Poeck auf dem Friedhof in Prisdorf, Holstein, geziert mit dem Familienwappen.

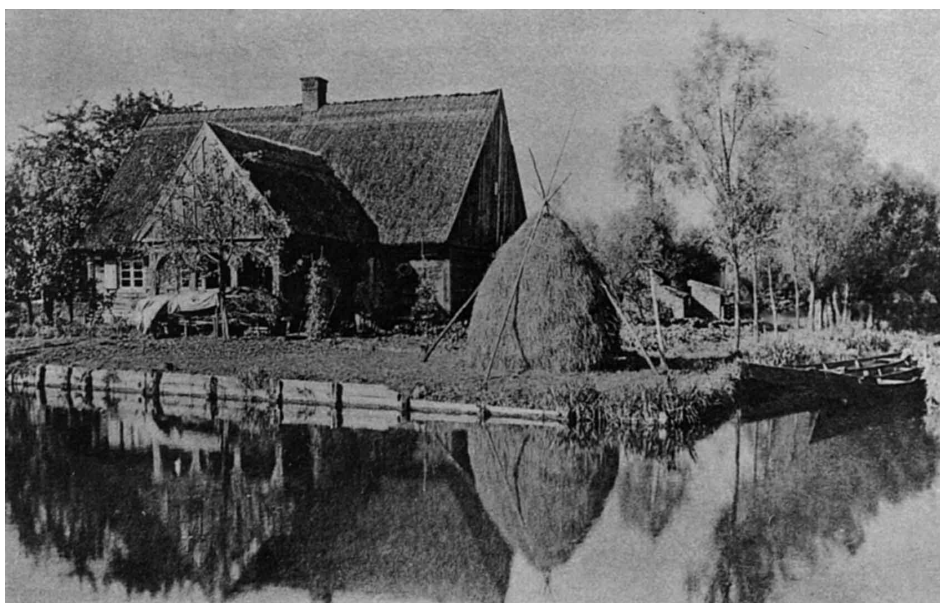
Auch in Neu-Dollstädt verlief das Leben, wie das Landleben allgemein, in arbeitsreichen, aber überschaubaren Bahnen und war bestimmt vom Rhythmus der Jahreszeiten. Da der Ort noch nicht an das öffentliche Elektrizitätsnetz angeschlossen war, konnten in Haus, Hof und Stall keine arbeitserleichternden Elektrogeräte zum Einsatz kommen. Wer ein Radio sein eigen nannte, musste dieses mit einem Akku (Akkumulator), einem Elektrizitätsspeicher, betreiben. Den ließ man von Zeit zu Zeit bei Otto Grau in Sorgenort mit Strom aufladen.

Neu-Dollstädt war vollkommen landwirtschaftlich geprägt. Außer dem Bootsbauer Gottfried Grau war hier kein Handwerksbetrieb ansässig. Die im Ort wohnenden Maurer und Zimmerleute fanden in der Bausaison bei den Bauunternehmern Goldmann, Thiergartsfelde, bzw. Hildebrandt in Baumgarth Arbeit. Im Winter war für sie die Rohrernte in den Drausenseekampen ein willkommenes Zubrot.

Zwei Gastwirtschaften, die, wie auf dem Lande allgemein üblich, auch Kolonialwaren führten, waren in Neu-Dollstädt die einzigen Vertreter der Lebensmittelbranche. Zu der Lokalität von Ernst Hildebrandt, die an der Grenze zu Stümswalde lag, gehörte ein kleiner Saal. Hier fanden die Feiern zum Erntefest und das Feuerwehrfest statt. Das waren Ereignisse, die die holde Weiblichkeit zur Ondulierschere greifen ließ, um das Haar, meist streng gescheitelt und in einem Dutt getragen, durch eine kurzlebige Lockenpracht zu verschönen.

Nahe der Sorgebrücke betrieben als Pächter Robert und Johanna Daniel die andere Lokalität des Ortes. Wenn dort eine größere Gesellschaft beieinander war, z.B. bei der jährlichen Kampenverpachtung, wurden die Wohnräume der Wirtheleute mit in Beschlag genommen. – Ein besonderes Ereignis, speziell für die Jugend, war das Erscheinen eines Kettenkarussellbetriebes, welches sich einschließlich Schießbude und Zuckerwatteproduzent, nahe der Lokalität etablierte. Die gebotenen Karussellfahrten waren durchaus nicht schwindelerregend. Einige kräftige Jungs versuchten sich als „Schieber“, brachten mit ihrer Muskelkraft das Karussell mehr oder weniger in Schwung. Zwei Mal „Schieben“ wurde mit einer Freifahrt vergütet. Und mittels einer Drehorgel erfolgte die musikalische Berieselung. – Allerdings klimperten bei der damaligen Jugend nur wenige „Dittchen“ (Groschen) in der „Fupp“ (Tasche). Und sie drehten diese daher, bevor sie sich von ihnen trennten, erst einige Male um.

Neu-Dollstädt gehörte zum Landkreis Preußisch Holland. Die Kreisstadt zu erreichen war für die Neu-Dollstädter verkehrsmäßig ungünstig, obwohl eine feste Straße, eine Kunststraße, dorthin führte. Die Bewohner von Neu-Dollstädt waren von je her stark auf die Stadt Elbing ausgerichtet. Bedingt war dieses durch den alten Verkehrsweg, den Wasserweg über Sorge und Drausensee. Nachdem 1893 die Eisenbahnnebenstrecke 135 b, Elbing – Osterode – Hohenstein, in Betrieb genommen wurde, konnte Elbing mit dem Zug in 30 Minuten erreicht werden. Auf dem Wasserweg dagegen dauerte es mehr als eine Stunde.



Idylle auf dem alten Siedlungsplatz, der Insel Kühlborn



Die Sorge mit der in Neu-Dollstädt gelegenen Gaststätte Daniel. Das Mittelteil der Brücke ist mittels Drehkreuz und Rollen schwenkbar, um den Schiffsverkehr auf der Sorge nicht zu behindern.

Die in etwa sieben Kilometer Entfernung in Königsblumenau gelegene Kirche war für die Bewohner von Neu-Dollstädt nur über unbefestigte Wege zu erreichen. Bei aller Gottgläubigkeit ließ sich, speziell bei älteren Menschen, der Kirchenbesuch kaum oder nur sehr schwer realisieren. Ein Mal im Jahr, und zwar in der Adventszeit, hielt der Pfarrer in Neu-Dollstädt in der weihnachtlich geschmückten Schule eine Andacht.

In Neu-Dollstädt hatten die Neuapostolen eine Heimstatt. Sie bildeten mit ihren etwa 45 Glaubensgenossen, die zum Teil in benachbarten Orten wohnten, gleichsam eine zur Gemeinde Elbing gehörende Untergemeinde. In Neu-Dollstädt stand den Neuapostolen kein Kirchengebäude zur Verfügung. Kirchliche Handlungen wie Andachten, Taufen, Konfirmation, Einsegnung, Trauung und dergleichen fanden in einem Raum im Hause der Familie Fritz Engel statt. Die Verwaltung der neuapostolischen Gemeinde und ihre seelsorgerische Betreuung erfolgte ehrenamtlich von dem Zimmermann Wilhelm Meier. Er war 1941 zum Militärdienst einberufen worden und verstarb 1944 in einem Lazarett.

Seit dem Bestehen des Postamtes in Alt-Dollstädt (1860) wurde Neu-Dollstädt postalisch von diesem bis 1937 versorgt. Nunmehr erhielt Neu-Dollstädt eine eigene Poststelle. Deren amtliche Bezeichnung war „Neudollstädt über Elbing“. Sie wurde im Hause des Bauern Otto Dobrick (fünf Hektar Grundbesitz) eingerichtet und erhielt einen öffentlichen Telefonanschluss im Ortsnetz von Alt-Dollstädt mit der Rufnummer 15. Otto Dobrick oblag auch die Postzustellung in Neu-Dollstädt. 1939 wurde er anlässlich des Polen-Feldzuges vorübergehend zur Wehrmacht eingezogen. Die Poststelle dürfte mit diesem Zeitpunkt aufgehört haben zu existieren und die postalischen Aufgaben sind wieder vom Postamt in Alt-Dollstädt wahrgenommen worden. 1942 zog die Familie Dobrick nach Groß-Brodsee. Otto Dobrick erbt dort das zehn Hektar große landwirtschaftliche Anwesen seines plötzlich verstorbenen Bruders Erich. Die fünf Hektar in Neu-Dollstädt bewirtschaftete er weiterhin. Das Wohngebäude jedoch wurde 1940 an einen namens Dobrin vermietet.

Als Tageszeitung waren in Neu-Dollstädt sowohl die „Elbinger Zeitung“ als auch die „Westpreußische Zeitung“ verbreitet. 1939 erfolgte die Zusammenlegung und Herausgabe beider Zeitungen als „Neue Elbinger Zeitung“. Während bisher die Zeitung vom Briefträger zugestellt worden war, was jeweils am nachfolgenden Werktag nach deren Druck erfolgte, wurde nunmehr die Zeitung am Nachmittag ihres Erscheinens durch Zeitungsboten ausgetragen. Der werktags um 16.43 Uhr auf dem Bahnhof Alt-Dollstädt aus Elbing eintreffende Zug brachte die Zeitungen mit. Nunmehr bekam der Neu-Dollstädter Zeitungsbezieher die Samstagsausgabe nicht erst am Montag zu lesen.

Die Schule in Neu-Dollstädt

Das Einzugsgebiet der einklassigen Volksschule in Neu-Dollstädt beinhaltete den „Letzten Groschen“, die Dorfgemeinde Neu-Dollstädt und den zur Gemarkung Hohendorf gehörenden Polder Hofkampe.

Seit wann Neu-Dollstädt über eine Schule verfügte, ist nicht bekannt. Ein Schullehrer namens Michael Hübner, geb. 1747 und seit 1768 in Neu-Dollstädt im Schuldienst, ist nachgewiesen. Es dürfte einer der ersten, wenn nicht gar der erste Lehrer an dieser Schule gewesen sein. – Da die seit Generationen geführte Chronik dieser Schule bei der Flucht am 21. Januar 1945 nicht gerettet werden konnte, sind die weiteren Lehrer der Schule nur so weit bekannt, wie sich Manfred Krause, der Sohn des letzten Neu-Dollstädter Lehrers, erinnern kann.

Es waren dieses:

Friedrich Koschorreck von etwa 1885 bis 1912, danach dessen Sohn Ernst Koschorreck von 1912 bis 31. März 1925, Alfred Kraus vom 1. April 1925 bis 21. Januar 1945, und zwar als Hauptlehrer, denn ab 1925 erfolgte die Unterrichtung der Kinder in zwei Klassen, wobei die ersten drei Jahrgänge von einem Junglehrer am Nachmittag Unterricht erhielten. (Lehrer Krause war im Kriege Soldat und wurde in seinem Lehreramte von Hilfskräften vertreten. Zum Zeitpunkt der Flucht befand er sich jedoch in Neu-Dollstädt.)

Außer den schulischen Aufgaben oblag es dem Lehrer in Neu-Dollstädt, bei einem dort auftretenden Todesfall im Trauerhaus, wie damals üblich, am offenen Sarg des Verstorbenen die Trauerfeier abzuhalten. – Die Begräbnisstätte der Neu-Dollstädter war einer der Friedhöfe in Königsblumenau. Dort erfolgte die Beisetzung des Entschlafenen durch den Pfarrer. Ja, und dann ging es um einiges lebhafter als bei der im Schrittempo erfolgten Hinfahrt die 7,5 Kilometer zurück nach Neu-Dollstädt. Im Trauerhaus wurde dem Verstorbenen zur Ehre eine Trauerfeier abgehalten. Oft schien es, als wäre das Begräbnis ein Fest. Man musste schließlich „das Fell des Verstorbenen versaufen“. Diese Art der Totenfeier dürfte, wie etliches anderes ostpreußisches Brauchtum, ihre Wurzeln im Prussischen gehabt haben.

Der Lehrer von Neu-Dollstädt war als einer von wenigen seines Standes noch wie früher auf dem Lande allgemein üblich „Nebenerwerbslandwirt“. Außer einem großen Hausgarten bewirtschaftete er drei Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche, die ihm von örtlichen Bauern beackert wurde. Zwei Milchkühe, einiges Jungvieh, zwei bis drei Schweine und zahlreiches Geflügel bevölkerten des Lehrers Stall. Und der Frau Lehrerin, wie man dort die Ehefrau des Lehrers titulierte, oblag die meiste Arbeit bei der Viehhaltung. Sie unterrichtete außerdem eine Stunde wöchentlich die größeren Schulmädchen in Handarbeit.

Das derzeitige Schulgebäude, an der Straße Stümswalde – Sorgenort gelegen, ließ noch erahnen, dass es einst in der landschaftlich typischen Art erstellt worden war: Bohlenwände und Rohrdach. Dann ist zwischenzeitlich das Schulgebäude über dem Klassenzimmer um ein halbes und über dem Wohnteil des Lehrers um ein Stockwerk erhöht worden. Das Dach, in Flachbauweise ausgeführt, war mit Teerpappe eingedeckt. Alles in allem ein Zweckbau, architektonisch nicht ansprechend. Geplant war ein Schulneubau in zweiklassiger Ausführung. Dessen vorgesehener Standort sollte unweit der alten Schule sein. Ziegelsteine für diesen Bau waren bereits angefahren, doch kriegsbedingt ruhte das Vorhaben. – Das Schulgebäude ist, wie die meisten Baulichkeiten in Neu-Dollstädt, in der Nachkriegszeit bald von der Bildfläche verschwunden. Doch der artesische Brunnen auf dem Schulhof spendet wie eh und je das gute, wenn auch etwas eisenhaltige Wasser.

Neu-Dollstädt und die Drausensee-Kampen

Die Kampen waren beginnende Verlandungen des Drausensees. Die so genannten Treibkampen hatten allerdings noch keine Verbindung mit dem Festland, sondern waren schwimmende Inseln und als solche nie Überschwemmungen ausgesetzt. Dennoch konnten sie betretbar sein. Ja, während der großen Überschwemmung im Jahr 1888 wurde auf diese verschiedentlich Rindvieh getrieben, um es vor den Wasserfluten in Sicherheit zu bringen.

Zu Neu-Dollstädt gehörten keine Drausensee-Kampen. Das benachbarte Rittergut Hohendorf war dagegen im Besitz von etwa 600 Hektar. Und in diesen, sofern es sich um Rohrkampen handelte, fanden etliche Neu-Dollstädter im Winterhalbjahr Arbeit und Verdienst. – Jedes Jahr im September wurde in der Gastwirtschaft von Robert Daniel eine Versteigerung der in Parzellen eingeteilten Rohrkampen zur Aberntung deren Bewuchses abgehalten.

Wenn im November der Frost einsetzte, begann man mit der Ernte des inzwischen reifen Rohrs auf den begehbaren Flächen. Nach entsprechender Frosteinwirkung waren auch die Nassflächen betretbar. Allerdings war Vorsicht angemahnt, denn verschiedentlich gab es warme Quellen, Kessellöcher genannt, auf denen sich lediglich eine trügerische Eisdecke bildete. – Das Rohr wurde mit speziellen Sensen gemäht, gebündelt und die Bunde an einer Stelle aufgestellt, von wo aus deren Abtransport möglich war. Und der erfolgte in der Regel mit Pferdeschlitten, nachdem das Sorgeeis die entsprechende Tragfähigkeit erreicht hatte. Das Rohr ist dann nach seiner Verwendbarkeit sortiert worden. Die etwa 1,20 Meter langen Halme kamen wiederum gebündelt als Industrierohr zum Verkauf. Das kürzere Rohr fand Verwendung bei der Dacheindeckung. Hier war der Eigenbedarf beträchtlich, denn bei der ursprünglichen Bauweise der Niederungsgebäude wurde ausschließlich Rohr zur Dacheindeckung verwendet. Das bei der Rohrsortierung

anfallende, sonst nicht brauchbare Material fand in der Tierhaltung als Einstreu Verwendung.

Der im Treugekohl wohnende Bauer Otto Hildebrandt befasste sich mit der Vermarktung des nicht am Ort benötigten Rohrs. Und das war für ihn neben der Landwirtschaft ein sehr gutes Standbein. Einen entsprechenden Schriftwechsel hatte das Rohrgeschäft zur Folge und der langjährige Postzusteller Paul Mallwich von dem Postamt Alt-Dollstädt war daher relativ oft Gast in dessen Haus – und an dessen Mittagstisch. – Die Postzustellung in einem Niederdorfdorf war bei der Streulage der Wohnplätze und deren häufige Lage an den unbefestigten Triften speziell in den Frühjahrs- und Herbstmonaten alles andere als ein Spaziergang.

Es gab auch Kampfen mit Grasbewuchs. Diese waren ebenfalls an Interessenten verpachtet, die dort Heu gewannen. Das Gras war allerdings nicht von bester Qualität, kaum mehr wert als Sommergetreidestroh, und das Mähen musste mit der Sense erfolgen. Das so gewonnene Heu wurde in großen Schobern (Haufen) gelagert, um dann in gleicher Weise wie das Rohr abtransportiert zu werden.

Gustav Skirl und Hermann Schroeter

Die Herren Gustav Skirl und Hermann Schroeter waren keine Neu-Dollstädter, jedoch aus der unmittelbaren Nachbarschaft. Sie haben, jeder auf seine Weise, in der Region gleichsam Geschichte geschrieben.

Der Bankkaufmann Gustav Skirl wurde 1896 Besitzer des benachbarten Ritterguts Hohendorf. Er war eine Ausnahmepersönlichkeit mit erstaunlich hohem, auch landwirtschaftsbezogenen Wissen, fortschrittlichem Denken, beispielhaft sozial eingestellt und ein Patriot. Das letztere bewog ihm, umfangreiche Drausensee-Kampfen in seinen Besitz zu bringen. Aus ihnen wollte er fruchtbare Kulturflächen schaffen und diese für Siedlungszwecke zur Verfügung stellen, wie er es mit dem Polder Hofkampe praktiziert hatte. Es wurden damals jedoch schon Stimmen laut, die für den Erhalt des einzigartigen Naturparadieses Drausensee-Region plädierten. Und das war weiteren Kultivierungsvorhaben abträglich. Laut trompetend konnten sich weiterhin die im Herbst gen Süden ziehenden Kraniche dort zur Übernachtung niederlassen.

Gustav Skirl war der Begründer des Hohendorfer Waldes, einem zusammenhängenden Areal von rund 288 Hektar. In den Jahren 1904 bis 1909 erwarb er den Dollstädter Wald (einstmals Königliche Heide) in Größe von etwa 165 Hektar und drei daran angrenzende Flächen zwecks deren Aufforstung. – In einer umfangreichen Forstbaumschule wurden Forstpflanzen außer für den eigenen Bedarf vor allem zum Versand in das Reich herangezogen.

Gustav Skirl, Wohltäter der Notleidenden, stiftete 1918 der kirchlichen Organi-

sation „Friedenshort“ zur Errichtung einer Heimstatt für Waisenkinder ein in der Hofkampe gelegenes fünf Hektar großes Grundstück mit Wirtschaftsgebäuden und großem Wohnhaus. Etwa zwölf Waisenkinder konnten dort mit ihren Betreuern, einer Oberschwester, einer Kinderschwester und einer Helferin, Aufnahme finden. Die Schwestern gehörten dem diakonischen Schwesternverband „Eva von Thiele-Winkler“ aus Schlesien an. Es war ein Waisenhaus mit einer beispielhaften familiären Atmosphäre, das „Haus Sorgenfrei“. Langjährige Leiterin des Heimes war Schwester Anna Wiehler, allgemein „Mütterchen“ von den Kindern genannt. Von Gustav Skirl, der 1922 verstarb, erfuhr das Heim laufend weitgehende Unterstützung. Der Nachbesitzer und zugleich auch letzte deutsche Besitzer von Hohendorf, die den Gichtelianern (Engelsbrüdern) angehörende Sophie Thon, verfuhr in gleicher Weise.

Hermann Schroeter, ein Bauernsohn aus Stümswalde, war eine Pioniernatur, gepaart mit Weitsicht und unternehmerischem Elan. Mit einer auf dem väterlichen Anwesen erstellten und 1883 in Betrieb genommenen Dampfmolkerei revolutionierte er die Milcherzeugung auf dem elterlichen und bald auch auf den nachbarlichen landwirtschaftlichen Betrieben. Bisher musste die Milch, um deren Sahne zu gewinnen, einige Stunden in flachen, irdenen Gefäßen Ruhe haben, damit sich an der Oberfläche die Sahne absetzte. Diese wurde dann zur Weiterverarbeitung abgeschöpft – ein sehr arbeitsaufwendiges Verfahren. – Große, mittels Dampfkraft betriebene Separatoren trennten nun die Sahne von der noch frischen Milch. Und das um vieles gründlicher als bei der bisherigen Handhabung. - Die Schroeter'sche Molkerei fand in einem sich ständig vergrößernden Umkreis Zuspruch. Auch die Reichenbacher Bauern, etwa acht Kilometer entfernt, gehörten bald zu den Milchlieferanten.

Die große Überschwemmung im Jahr 1888 bekam auch die junge Molkerei zu spüren. Dennoch war deren Expansion beschlossene Sache. 1889 richtete sich Hermann Schroeter in Elbing ein. Der Betrieb entwickelte sich zu einem Unternehmen mit 600 Mitarbeitern. Und im weiten Umland schossen die Schornsteine der Molkereien wie Pilze aus dem Boden. Acht dieser Molkereien gelangten in den Schroeter'schen Besitz. Hermann Schroeter aber blieb bescheiden und war beispielhaft auf sozialem Gebiet. Und die Milchprodukte seines Unternehmens hatten deutschlandweiten Ruf.

In Neu-Dollstädt war Hermann Schroeter Besitzer eines unmittelbar an der Sorge gelegenen größeren Grundstücks. Auf diesem befand sich die von Robert Daniel gepachtete Gastwirtschaft, ferner ein Molkereigebäude. Hierher wurde von beidseitig der Sorge Milch angeliefert. Diese fand zum Teil vor Ort Verwendung zur Käseherstellung bzw. sie wurde von einem Schroeter'schen Schiff zur Verarbeitung in Elbing abgeholt.

1935 wurden die staatlicherseits in Marienburg eingerichteten Dauermilchwerke in Betrieb genommen. In deren ausgedehntem Einzugsgebiet bedeutete dieses das

Aus für zahlreiche milchverarbeitende Betriebe. Das traf auch auf die Molkerei in Neu-Dollstädt zu. Deren Gebäude ist danach zu fünf Wohnungen umgebaut worden.

Übrigens war auch das Gelände, auf dem sich das Feuerwehrhaus und die elf Kleinsiedlungen befanden, Schroeter'scher Besitz gewesen und von ihm für diese Baulichkeiten zur Verfügung gestellt worden.

Es ist Krieg

Der rasante wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands seit 1933 und die damit verbundene landesweite Zuversicht, sie bekamen mit dem 1. September 1939, dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, einen starken Dämpfer. Von einer Kriegsbegeisterung des Volkes war wahrhaftig auch in Neu-Dollstädt nichts zu spüren. Zu frisch waren noch die Erinnerungen an den erst zwanzig Jahre zurückliegenden Ersten Weltkrieg. Doch dann stürmten die deutschen Soldaten vorerst von einem Sieg zum anderen. Und von Neu-Dollstädt war der Krieg weit, weit weg. Wohl war die wehrhafte Männlichkeit zum Wehrdienst einberufen worden und die Daheimgebliebenen, vor allem Frauen und Mädchen, packten stärker an. Es wurden in den Arbeitsprozess jetzt auch Kriegsgefangene und Fremdarbeiter eingebunden. – Gewiss, viele Artikel des täglichen Bedarfs waren rationiert, erhielt man nur auf Bezugsscheine bzw. die Lebensmittel auf Lebensmittelkarten. Jedoch die Selbstversorger, wozu die allermeisten Landbewohner gehörten, litten wahrhaftig keine Not. – Sie fühlten sich wie im Schlaraffenland, die Berliner Kinder und deren Mütter, die für einige Wochen die bombenbedrohte Hauptstadt Berlin verlassen konnten und bei Neu-Dollstädter Familien bereitwillig großzügige Aufnahme fanden.

Aus den einstigen Siegen der deutschen Soldaten an allen Fronten waren „Frontbegradigungen“ geworden, die schließlich Deutschland zum Kampfplatz werden ließen.

Am 21. Januar 1945, in den Nachmittagsstunden, bekam der Bürgermeister Fritz Lange – wie auch die anderen Bürgermeister des südlichen Landkreises – von der Kreisleitung in Preußisch-Holland den Befehl, mit der Zivilbevölkerung der Gemeinde Richtung Westen zu flüchten. Vorgesehener Sammelpunkt der Neu-Dollstädter Bewohner war die Gastwirtschaft Daniel. 74 pferdebespannte Fahrzeuge und der Kälte wegen dick verummte Zivilisten, vor allem Frauen und Kinder, fanden sich dort ein. Noch vor Mitternacht setzte sich der Treck in Bewegung, rollten dumpf polternd die zum Teil zu schwer beladenen Fahrzeuge über die Sorgebrücke. Nicht alle Pferde hatten einen den vereisten Straßen entsprechenden Hufbeschlag. Bis hinter die Weichsel gedachte man zu flüchten, so gut 100 Kilometer und dann nach einigen Tagen zurückzukehren. Die in Neu-Dollstädt ver-

bliebenen Volkssturm-Männer würden derweil dort das Vieh versorgen. – Mit dieser trügerischen Hoffnung verließen die Neu-Dollstädter die heimatlichen Gefilde.

Das Schicksal der Familie Fritz Lange

Frau Elise Lange, die Ehefrau des Bürgermeisters, wurde am 20. Januar 1945 daheim von dem Sohn Hartmut entbunden. Nächsten Tages gingen Mutter und Kind mit dem Neu-Dollstädter Treck auf die Flucht. Der Landwirt Alfred Poeck hatte der Familie Lange ein mit zwei Pferden bespanntes Coupé (geschlossener Kutschwagen) zur Verfügung gestellt, damit die Wöchnerin und der Säugling wenigstens etwas Witterungsschutz hatten. – Der Treckwagen des Bürgermeisters wurde von einem auf seinem Hof beschäftigten Polen gefahren. Fritz Lange selbst blieb zurück und wollte sich nächsten Tages vergewissern, ob sämtliche Dorfbewohner dem Fluchtbefehl Folge geleistet hatten. Mit dem Motorrad gedachte er dann dem Treck zu folgen und wie vorgesehen dessen Führung zu übernehmen. Fritz Lange kam bei dem Treck nie an. Sein Schicksal ist unbekannt. Er gehört zu den Vermissten.

Fritz Lange wurde als Mensch und als Bürgermeister in seiner Gemeinde sehr geschätzt. Die Zugehörigkeit zur Partei (NSDAP) war Ausdruck seiner persönlichen Gesinnung, die er jedoch nie hervorkehrte.

Am 22. Januar vormittags passierte der Ortstreck, jedoch nicht mehr in sich geschlossen, die Marienburg. Durch die winterlichen Straßenverhältnisse und sonstige erschwerende Umstände hatte er sich bereits weitgehend aufgelöst. – In Zweierreihen und im Trab ging es nächsten Tages über die Dirschauer Bücke. Nun war man westlich der Weichsel, dem bei der Abfahrt angestrebten Ziel.

Etliche der Neu-Dollstädter verweilten einige Zeit auf der Danziger Höhe. Das Pferdefutter wurde vor Ort knapp und man holte solches aus der umliegenden Region. Doch die gesuchte und erhoffte Sicherheit war hier bald in Frage gestellt, denn der Druck der von Süden auf Pommern zustrebenden Roten Armee wurde stärker. Trotzdem fühlte man sich vorerst sicher und vertraute auf den Schutz der viel gepriesenen „Pommernstellung“. Diese verlief parallel zur Ostseeküste, etwa 100 Kilometer landeinwärts. Jedoch die letzten Tage im Februar drangen Stoßkeile der Roten Armee in Hinterpommern ein. Die Flüchtlinge versuchten diesen in Richtung Ostseeküste auszuweichen und wollten von dort weiter nach Westen gelangen. Jedoch waren die Rotarmisten schneller. Bereits am 10. März befand sich Hinterpommern in ihrer Hand. Lediglich die zur Festung erklärte Stadt Kolberg leistete noch bis zum 18. März Widerstand. So sind dann am 10. März gegen 22 Uhr etliche Neu-Dollstädter in dem Dorf Wodke bei Lauenburg von den Rotarmisten vereinnahmt worden. Und die befreiten sie unter anderem von Pferd,

Wagen und einem Teil des Fluchtgepäcks. Von dem letzteren bedienten sich in den nächsten Tagen auch ausgiebig osteuropäische Fremdarbeiter.

Am 3. April wurde die älteste Tochter der Familie Lange, die 16 Jahre alte Ursula, und etliche andere Frauen und Männer von den Sowjets für „drei Tage“ zu Aufräumarbeiten nach Lauenburg beordert. Für Ursula wurden aus drei Tagen viereinhalb Jahre. – Nachdem eine größere Gruppe der „Drei-Tage-Arbeiter“ bei einander war, wurden diese unter strenger Bewachung nach Graudenz in das dortige berüchtigte Zentralzuchthaus eskortiert. Von hier aus erfolgte deren Verladung in Güterwaggons – Güterwaggons mit nichts als einem Kübel für die Notdurft ausgestattet. Auf dem nackten Boden sitzend und erbärmlich frierend, dazu gepeinigt von Hunger und Durst, erreichten sie nach einer etwa vier Wochen dauernden Bahnfahrt den vorgesehenen Bestimmungsort, ein sehr primitives Barackenlager bei Karpinsk im Ural. Sie wurden zum Bau einer Eisenbahnstrecke eingesetzt. Keinerlei technische Hilfsmittel standen zur Verfügung. Mörderische Arbeit. Völlig unzureichende Verpflegung. Immer wieder wurden Impfungen durchgeführt. Wozu eigentlich? Wasser in den Beinen ließ diese unförmig werden. Eittrige Wunden an ihnen – und die wollten nicht heilen. Hoch, sehr hoch die Sterberate. Dann, im Herbst 1945, schien für Ursula die Entlassung zu winken, doch erst vier Jahre später wurde sie Realität. – Jetzt Arbeit auf einer Kolchose im Raum von Swerdlowsk. Etwas besser hier, da sich Gelegenheit zum „Organisieren“ bot. Nicht mehr der schlafraubende und die Sinne lähmende Hunger. Bei minus 40 Grad wurde draußen gearbeitet. Und des Nachts hatte man Stöcke zur Abwehr der Wölfe bei sich. Unglaublich, was ein Mensch auszuhalten vermag. 1949 die erste Nachricht von Mutter. Dann, im November gleichen Jahres, die Entlassung in Frankfurt/Oder. Und am 9. November konnten sich in Mühlhausen (Thüringen) Mutter und Tochter in die Arme schließen.

Etwa zwei Millionen Deutsche – die genaue Zahl ist nie ermittelt worden –, vor allem Frauen und weibliche Jugendliche, haben Zwangsarbeit leisten müssen. Sehr hoch war deren Sterberate, bedingt durch die Schwere der Arbeit, unzureichende Ernährung, mangelnde ärztliche Betreuung und dergleichen. Diejenigen, die das tief in ihre Seelen eingebrannte Martyrium überstanden, trugen Leiden davon. Jedoch eine Entschädigung für die ihnen gestohlenen Jahre haben sie nie erhalten.

Und wie war es Frau Elise Lange zwischenzeitlich ergangen? Zurück nach Hause hatte es geheißt. So zog dann eine größere Zahl, fast ausschließlich Frauen und Kinder, gen Osten. Und das natürlich zu Fuß. Frau Lange hatte sich mit einer Schubkarre ausgerüstet und transportierte darin ihr Baby und den zwei Jahre alten Sohn Reinhard. Von Lauenburg bis Dirschau bot sich Mitfahrgelegenheit in einem Güterzug. Doch dann wurde die Weichsel mit ihren zerstörten Brücken zu einem ernststen Hindernis. Polen mit Ruderbooten übernahmen gegen Sachwerte das Übersetzen über die Weichsel. Die Gegend war hier total verödet, die Stadt Marienburg nur noch ein einziger Trümmerhaufen. In Pruppendorf östlich von Ma-

rienburg wurden die Rückkehrer von Sowjets vereinnahmt und mussten über Wochen Heu ernten – Heu, welches, wenn es einwandfrei trocken war, in Ballen gepresst in die Sowjetunion transportiert wurde. Hier in Pruppendorf starb am 3. Juli 1945 trotz selbstloser Aufopferung seiner Mutter der kleine Hartmut Lange. In einem Hausgarten grub man ihm sein Grab. – Die Heimkehrer zogen weiter. Doch überall sah es trostlos aus. Auch das Gebäude der Familie Lange in Neu-Dollstädt war total verwüstet. Frau Lange fand mit ihren zwei Kindern Unterkunft bei ihrer Mutter in Rosenort. – Die dortigen Dorfbewohner waren wie verschiedene andernorts des Kreises Stumm nicht geflüchtet und hatten im wahrsten Sinne des Wortes die Rotarmisten erlitten. – Am 25. November 1945 wurde ihre Mutter von Rotarmisten, die plünderten, wo im Grunde nichts mehr zu plündern war, erschossen. – Allmählich nahmen Polen das Land in Besitz. Bei denen musste Frau Lange arbeiten, sehr schwer arbeiten, bei völlig unzureichender Lebensmittelversorgung. Total abgerissen und unterernährt, wurde sie mit den Kindern im November 1948 außer Landes gewiesen und fand ihre erste Unterkunft in Mühlhausen (Thüringen), damals zum Bereich der sowjetischen Besatzungszone gehörend.

Das Schicksal der Familie Johann Bröcker

Zu den nach Lauenburg beorderten und dann zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppten Personen gehörte auch die 34 Jahre alte Charlotte Bröcker. Zurück blieb ihr 13 Jahre alter Sohn Rudi. Der schloss sich den Neu-Dollstädter Rückkehrern an. In Sorgenort fand er bei seiner nicht geflüchteten Tante Emma Bröcker und Cousine Elschen (Elsa) Unterschlupf. Und denen ging es erstaunlich gut. Sie hatten noch, oh großes Wunder, eine Kuh im Stall. Somit war für Milch und Butter gesorgt. Allerdings kamen jetzt mehr und mehr Polen ins Land – und die Kuh bald in einen anderen Stall.

Die Nahrungsbeschaffung wurde zum Inhalt aller dort verbliebenen Deutschen. Auch Rudi war darin eingebunden. Er hatte in Neu-Dollstädt Oskar Kienitz getroffen, einen etwa gleichaltrigen Jungen. Beide verband das gleiche Schicksal. Es war zwar nicht die feine Art, wenn sie mit Tellereisen, mit denen man sonst „Ilske“ (Iltisse) fing, Enten- und Blesshühnerjagd betrieben, auch nicht das Plündern derer Gelege im Frühjahr. Der größte Lebensmittellieferant war jedoch das an Fläche gewinnende Wasser mit seinem reichen Fischbesatz. Und der war sehr ergiebig. Man konnte mit dem Fang sogar einen kleinen Handel betreiben, in den Nachbarorten versuchen, die Fische für ein paar Zloty zu verkaufen. Für die Kartoffeln hatte die sowjetische Militärverwaltung gesorgt, die unter anderem das nahe Powunden bewirtschaftete und dort in Mieten Kartoffeln lagerte. Sich dort zu bedienen, war allerdings nicht ungefährlich. Den Rotarmisten saßen die Kugeln in ihren Kalaschnikows ziemlich locker.

„Es geht ins Reich“, frohlockte man im September 1947. Das bescheidene Bündel

bei dem Fußmarsch nach Grunau wog nicht schwer. Ab dort ging es per Bahn, natürlich in Güterwaggons, auf Umwegen in das Lager Marwig bei Danzig. Hier zerplatzte die Illusion von einer Weiterfahrt Richtung Westen wie eine schillernde Seifenblase. Rudi, dessen Tante und Cousine mussten bei einem polnischen Bauern 20 Kilometer südlich von Dirschau arbeiten. Man brauchte zwar nicht hungern, es gab sogar ein paar Zloty an Lohn, doch die Arbeitsanforderungen waren sehr, sehr hoch und die Unterkunft einfach miserabel. Traurige Weihnacht für die drei, und hoffnungslos sahen sie dem Jahr 1948 entgegen. Doch dann, im September selbigen Jahres, konnten sie in einem großen Transport über Forst den polnischen Machtbereich verlassen.

In Schwerin-Wickendorf, fern der Neu-Dollstädter Heimat, fand die Familie des Johann Bröcker wieder zusammen. Charlotte Bröcker war nach drei Jahren mörderischer Zwangsarbeit in der Sowjetunion entlassen worden und Johann Bröcker aus der Kriegsgefangenschaft. – Frau Charlotte Bröcker verstarb aufgrund der während der Zwangsarbeitszeit erworbenen Leiden bereits im Alter von 55 Jahren. Von Rudi hatte man nie Klagen über das ihm widerfahrene Schicksal gehört. Er versuchte in allem die positiven Aspekte zu finden.

Das Schicksal der Familie Fritz Krüger

Fritz Krüger, Jahrgang 1898, blieb im Zweiten Weltkrieg der Dienst an der Waffe erspart, da er im vorhergehenden Krieg den rechten Arm „auf dem Altar des Vaterlandes“ geopfert hatte. Realistisch sah er frühzeitig, trotz verschleierte Wehrmachtsberichte und aller Schönrede der Partei, das Unglück auf Ostpreußen zukommen, welches auf eine – vermeintlich nur vorübergehende – Flucht der Zivilbevölkerung hinwies. Auf den Scheunentennen, abgeschirmt von der Öffentlichkeit, wurden drei Leiterwagen für eine eventuelle Flucht vorbereitet.

Je zwei Kaltblüter, gewichtige Pferde aus der eigenen Zucht, wurden zur Flucht an die vorbereiteten Wagen gespannt. Die drei Wagen standen ca. 70 Personen zur Verfügung – zum Transport von deren jeweils nicht umfangreichem Gepäck und als Fahrgelegenheit für die Kleinen und die Alten. Zurück auf dem Hof blieb die junge russische Fremdarbeiterin Marie. Zwei Jahre hatte sie mit im Haushalt der Familie Krüger gelebt – und jetzt erwartete sie mit sehr, sehr zwiespältigen Gefühlen ihre Landsleute.

Gefahren wurden die Wagen von dem 15 Jahre alten Günter Krüger und zwei französischen Kriegsgefangenen.

Ein gewisses Chaos war auf den Fluchtstraßen durch die verschiedensten Vorkommnisse gleichsam vorprogrammiert und manch einer verlor dadurch den Anschluss an sein Fahrzeug, seine Familie. So irrte vor der Dirschauer Brücke völlig verzweifelt Hedwig Preuß, ein älteres Frauchen, umher und suchte verzweifelt,

jedoch erfolglos ihr Fahrzeug, das der Geschwister Preuß aus Opitten. Sie war glücklich, Fritz Krüger zu treffen und bei dessen Familie Aufnahme zu finden – für mehr als zwei Jahre.

Nach dem Passieren der Dirschauer Bücke schlug Fritz Krüger mit seinen Wagen die nördliche Richtung ein. Katastrophale Verhältnisse auch hier auf den Straßen. Verschiedentlich benötigte man acht und mehr Stunden für eine Wegstrecke von fünf Kilometern, Zeitlupentempo. Sie erreichten nach ca. 18 Kilometern das Dorf Lamenstein auf der Danziger Höhe und blieben dort fast drei Wochen. Der schwer erkrankte sechs Jahre alte Manfred Krüger konnte hier genesen. Außerdem währte man sich dort, wie auch die Bewohner des Ortes, in trügerischer Sicherheit – jedenfalls vorerst.

Dann wurden die Flüchtlinge von der dortigen Treckleitstelle aufgefordert, in Richtung Norden weiterzuziehen. Sehr problembehaftet war wegen der starken Steigungen die Straße nach Karthaus. In Karthaus bot sich die Möglichkeit einer Weiterflucht mit dem Zug – bzw. mit der Wehrmacht. Davon wurde zahlreich Gebrauch gemacht. Die Familie Krüger wollte jedoch nicht schnöde ihre Pferde im Stich lassen. Welcher Bauer, und erst recht, wenn er Pferdezüchter ist, bringt das übers Herz? – Ab Lauenburg wurde die Fluchtrichtung Westen vorgegeben. Jedoch etwa 20 Kilometer vor Stolp, in dem Ort Grumkow, war gleichsam Endstation. Nach ungefähr einer Woche hieß es, in die Gegenrichtung, Richtung Gotenhafen, trecken. Bereits in dem Nachbarort Schöneichen war das Schicksal besiegelt – fanden die Krügers erfolgreichen Schutz in einer Scheune – und ihre Pferde in den Rotarmisten neue Besitzer. Das gleiche widerfuhr einem Teil des Fluchtgepäcks, was sich bei diesem jedoch später noch mehrfach wiederholen sollte. Durch Umsicht, Vorsicht und sehr viel Glück ist auch in der nachfolgenden Zeit die Weiblichkeit dieser Familie von der gefürchteten guttural vorgebrachten Aufforderung „Frau komm!“ verschont geblieben.

Nach einiger Zeit bot sich auf dem benachbarten Gut Poganitz eine leidliche Unterkunft und die Möglichkeit, dem Hungernüssen vorbeugen zu können, denn die Tochter Brigitte arbeitete hier im Schweinestall und ihr Bruder Günter in der dortigen Brennerei. Diese betrieben die Rotarmisten sehr intensiv, lagerten doch noch in der näheren und weiteren Umgebung dieser ehemaligen Kartoffelanbauregion erhebliche Mengen an Kartoffeln in Mieten. Und Fritz Krüger hatte den Posten eines Torwächters inne.

Noch im Herbst 1945 bekamen die Krüger Postverbindung mit dem Elternhaus von Frau Erna Krüger, den Dietrichs in Pomehrendorf auf der Elbinger Höhe. Dort hatte die Bestie Rotarmist im wahrsten Sinne des Wortes ihr Unwesen getrieben. Das Wohnhaus mutwillig durch Feuer vernichtet, den Besitzer Richard Dietrich zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt, aus der er nie zurückgekehrt ist. Und seine Frau Christel – als sie die zugefügten Qualen nicht mehr ertragen mochte – von einem Rotarmisten erschossen, genauer gesagt: angeschossen. Erst



*Etwa 1934: das Ehepaar Fritz und Erna Krüger
mit den Kindern Brigitte, Günter und Egon*



Neu-Dollstädt: Hof Krüger bzw. was von diesem, nach 49 Jahren in polnischem Besitz, noch existiert.

zehn Tage später trat bei ihr der erlösende Tod ein. Zurück blieben drei Kinder im Alter von zwei bis fünf Jahren und deren Opa Friedrich Dietrich.

Im Sommer 1946 trafen diese vier in Pogonitz bei den Krügers ein und wurden von ihnen selbstverständlich aufgenommen. Man rückte noch enger zusammen und tat sich noch mehr bescheiden, denn von den Polen, den nunmehrigen Besitzern dieses „urpolnischen Landes“, war keine Unterstützung zu erwarten.

Der 1. Mai 1948 wurde für die inzwischen zehn Personen zählende Familie Krüger zum Tag der Befreiung, rollten sie in einem Aussiedlerzug, einem Güterzug, in Richtung Westen. Dankbar und tief bewegt klang es von Waggon zu Waggon „Großer Gott, wir loben dich . . .“. Ja, sie hatten so etwas wie das „große Los“ gezogen. – 1945 wurden die Deutschen von den Polen aus dem nunmehrigen polnischen Machtbereich, speziell in Odernähe, im Fußmarsch hinausgetrieben. Zu deren Erleichterung hatte man sie weitgehend von ihrer geringen Habe befreit. Das Letztere geschah auch 1946, als die Aussiedlung per Zug erfolgte.

Von einer Vertreibung der Deutschen wird jedoch polnischerseits nicht gesprochen. Ganz lapidar heißt es: „Und die deutsche Bevölkerung flüchtete unter großen Verlusten.“

In dem damaligen Gebiet der sowjetischen Besatzungszone verließ Hedwig Preuß die ihr in der Zwischenzeit sehr ans Herz gewachsene Familie Krüger. Sie fand dort wieder mit ihren Geschwistern zusammen. Das Ziel der Familie Krüger war Westdeutschland. Hier erwartete sie Egon, der älteste Sohn der Familie. Er war am 15. Januar 1945 als 16-Jähriger zum Reichsarbeitsdienst nach Königsberg einberufen worden und ist auf Umwegen in Österreich gelandet. Er sollte noch SS-Mann werden, doch das Kriegsende kam dem zuvor. Im November 1945 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, fand er im Weserbergland in der Nähe von Rinteln Arbeit in der Landwirtschaft – und der Landwirtschaft ist er, zwar andernorts, verbunden geblieben.

Das Schicksal der Familie Sigismund Litwitz

Zu den etwa 70 Personen, denen die drei Fluchtwagen von Fritz Krüger zur Verfügung standen, gehörte auch Frau Maria Litwitz mit ihren drei Kindern im Alter von sieben bis zehn Jahren. Die neun Jahre alte Elvira verstand plötzlich die Welt nicht mehr: fort von Daheim und die Respektsperson des Ortes, der bisher das „Heil Hitler“ als Gruß gleichsam heilig war, hatte diesbezüglich das Gedächtnis verloren. – In Karthaus bot sich den Litwitz' die Möglichkeit, mit einem Wehrmacht-Lkw die Flucht fortzusetzen. Und das war im Nachhinein eine sehr gute Entscheidung gewesen, die sie getroffen hatten.

Es wurde eine sich über Tage hinziehende Fahrt im offenen Lkw. Und das bei

den tiefen Temperaturen des Februar 1945. Doch unterwegs gab es von der NSV warme Suppen und zur Nacht Schlafmöglichkeiten in für diese Zwecke umfunktionierten Schulen und dergleichen. In Pasewalk brachten die Landser ihre Fahrgäste zum Bahnhof. Dort bot sich ihnen eine Weiterfahrt in einem Güterzug. Und das geschah der feindlichen Flieger wegen vorwiegend des Nachts. Bad Schwartau in Schleswig-Holstein war Endstation. Von hier wurden sie von einem Bauern mit einem Fuhrwerk in einen Nachbarort gebracht. Das geschah am 5. März 1945. Und damit hatte nach sechs Wochen wählender Flucht Frau Litwitz sich und ihre Kinder, trotz so manch erduldeteter Unbilden, erfolgreich vor den Rotarmisten in Sicherheit gebracht.

Sigismund Litwitz, der Ehemann und Vater, noch zur Wehrmacht eingezogen gewesen, hatte das Kriegsende gut überstanden. Und es war ihm sogar gelungen, sich der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu entziehen. In Mecklenburg konnte er eine Hofstelle mit einigen Hektar Land übernehmen. Doch erst 1948 fand die Familie wieder zusammen. Jetzt, nachdem Frau Maria Litwitz die Kinder in des Vaters Obhut wusste, schwand ihre Energie. Und obwohl die große Sehnsucht nach dem Zuhause in Neu-Dollstädt erdrückend war, verstarb sie im Sommer 1950.

Die Flucht der Eva Freitag

Ab dem Spätsommer 1944 oblag Eva Freitag die Bewirtschaftung des 25 Hektar großen elterlichen Anwesens in Treugenkohl. Sie wurde dabei von einem französischen Kriegsgefangenen unterstützt. Ihren Vater Otto Hildebrandt hatte man trotz seiner 51 Jahre zum Militärdienst einberufen, denn damals befand sich Deutschland im „totalen Krieg“. – Eva war mit diesem Hof gleichsam verwachsen, hatte dort eine behütete Kindheit verbracht und danach eine mit Arbeit reichlich ausgefüllte Jugend. „Rumfijuchen“ (Vergnügungen als Lebensinhalt) war für sie ein unbekannter Begriff. Sie liebte das Landleben, den engen Kontakt mit den Tieren des Bauernhofes, die mit Arbeit ausgefüllten Wochentage und die besinnlichen Sonntage, an denen nur das Vieh „beschickt“ (versorgt) wurde. Eva heiratete und wurde Mutter der Tochter Inge, die jetzt größtenteils deren Oma Minna Hildebrandt betreute. – Evas Mann Helmut Freitag stand als Soldat im Felde, und so blieb sie dem elterlichen Hof erhalten, auf dem sie gleichsam ihren Bruder Fritz, den vorgesehenen Erben des Anwesens, ersetzte. – Fritz war 1928 zum Arbeitsdienst mit anschließendem Wehrdienst einberufen worden und behielt schließlich den Waffenrock an, denn der Zweite Weltkrieg war ausgebrochen. Hieran folgte für ihn bis Herbst 1947 russische Kriegsgefangenschaft.

Auch Eva hatte den Gedanken an das Flüchten müssen lange verdrängt. Sie war daher, wie die meisten in Ostpreußen Betroffenen, für eine Flucht im Grunde nicht entsprechend vorbereitet. Nachdem am 20. Januar Flucht vorbereitungen ange-

ordnet worden waren, ließ sie von den französischen Kriegsgefangenen einen Leiterwagen zweckmäßig herrichten. Das auf diesem erstellte Schutzdach aus Brettern war eigentlich viel zu schwer. Nur eines der beiden vorgesehenen Zugpferde hatte einen der Jahreszeit entsprechenden Hufbeschlag. Fünf Sack Hafer wurden geladen und nur sehr wenig an persönlichem Gepäck für die „paar Tage hinter der Weichsel“. – Sehr weitsichtig hatte Evas Mutter Minna Hildebrandt 11 000 Reichsmark eingesteckt und etliches an Tabakwaren. Beides erwies sich im Laufe der Flucht als sehr hilfreich.

Auf dem Fahrzeug musste man Platz lassen für Neu-Dollstädter, die nicht über Pferd und Wagen verfügten, so wie Frau Schabrau mit ihren drei Kindern. Eine im Ort seit dem vergangenen Herbst weilende Flüchtlingsfrau machte es sich auf dem Fahrzeug mit ihrem sehr umfangreichen und schweren Gepäck, welches unter anderem Geschirr, Nähmaschine und dergleichen enthielt, bequem. Unter erheblichem Protest lud sie dieses wieder ab. Jetzt konnten dafür Kinder aus dem auf dem Polder Hofkampe gelegenen Kinderheim zusteigen.

Ein Mal noch durch das Haus gegangen, durch den Stall, in welchem die Tiere, zur Nacht „beschiedt“, friedlich ruhten. Es war ein Gefühl der Unwirklichkeit, als das Fahrzeug knirschend im verharschten Schnee vom Hof rollte.

Nach dem Passieren der Dirschauer Brücke fanden die Fluchtwagen von Alfred Poeck, Arthur Mahrun, Emil Viohl, Otto Hildebrandt und Daniel aus Stümswalde zu einer losen Gemeinschaft zusammen. Sie vertrauten sich der umsichtigen Führung von Herrn Steimke, dem Wachmann der in Neu-Dollstädt eingesetzten französischen Kriegsgefangenen, an. Ihm und den bei den einzelnen Wagen befindlichen Franzosen war es zu verdanken, dass die Flucht zum Erfolg wurde. – Weiter, Richtung Westen fahren, war die Devise. Im Grunde war jedoch zu dem Zeitpunkt in Pommern parteilicherseits den aus Osten kommenden Trecks die Weiterfahrt untersagt und den Bewohnern von Pommern jede Fluchtbewegung verboten. – In Berent bot sich den Kinderheimzugehörigen die Gelegenheit einer Weiterflucht mit dem Zug. – Die Flucht auf der winterlichen Straße wurde zu einer unglaublichen Herausforderung für Mensch und Pferd. – Das Fahrzeug von Maruhn erlitt Totalschaden. Dessen Insassen, Frau Maruhn, ihre drei Kinder und die Schwiegermutter, stiegen auf das Fahrzeug der Hildebrandts zu. An diesem Fahrzeug entstand Radbruch. Die Behebung dieses Schadens, der Hufbeschlag der Pferde und verschiedentlich eine Unterkunft für diese während der Nacht wurden durch großzügige Bezahlung und Tabakzuwendungen ermöglicht. Als am 7. März ein Stoßkeil der Roten Armee westlich von Kolberg die Ostsee erreichte, bewegte man sich bereits westlich davon im Raum von Stettin und konnte noch, bevor am 10. März ganz Hinterpommern außer Kolberg in sowjetische Hand geriet, die rettende Oder überqueren.

In Waren verließ Frau Schabrau mit ihren Kindern den Treck. Dieser strebte in Richtung Rostock weiter. Auf dem Gut Lehnenhof bei Neubukow wurde Quartier

bezogen. Hier wählte man sich vor dem Zugriff der Sowjets sicher. Menschen und Pferde konnten sich erholen. Das Gut stellte sogar Land zur Verfügung und man pflanzte für sich Kartoffeln, säte Salat. Doch dann hieß es eines Tages, der Iwan kommt auch hier her. Jedoch alles andere als das wollte man erleben. Am 5. Mai bei Nacht und Nebel befand man sich wieder auf der Fluchtstraße. Dann, hinter Wismar, erschienen plötzlich Panzer auf der Straße. Amerikanische Panzer? – ! – Gott sei Dank!

Auf Anordnung der amerikanischen Streitkräfte mussten sie auf einem größeren landwirtschaftlichen Anwesen Quartier beziehen. Doch bald mangelte es dort an Lebensmitteln und an Futter für die Pferde.

Von der Familie war als eventueller Treffpunkt in Westdeutschland Großbülten, Kreis Uelzen, vereinbart worden. Nach Überwindung zahlreicher, mehr größer als kleiner Schwierigkeiten und einer Tuberkulose-Erkrankung erreichte die couragierte Eva Freitag diesen Ort mit Pferd und Wagen, mit ihrer Mutter und ihrer Tochter am 28. Juli 1945.

Nicht immer war man, speziell in Niedersachsen, zu den abgerissenen Flüchtlingen freundlich. Wurden sie doch einmal sogar beschuldigt, den Kaninchen die Kartoffeln aus dem Futternapf entwendet zu haben.

Jedes Fluchtschicksal ist ein Kapitel für sich

Die Familie August Jacobsen war in Neu-Dollstädt Besitzer des im Lageplan mit der Nr. 52 bezeichneten landwirtschaftlichen Anwesens. August Jacobsen „kopschellerte“ (betrieb einen Pferdehandel). Er war in zweiter Ehe mit Gerda, geb. Rosenkranz, verheiratet. Beide hatten die Söhne August, geboren 11. Oktober 1930, Otto, geboren 26. Dezember 1933, und Erich, geboren 9. Februar 1936. Dann war da noch Kurt Jacobsen, ein Sohn aus der ersten Ehe des August Jacobsen. – Kurt ist 1944 gefallen.

August Jacobsen wurde bereits in den ersten Kriegsjahren zum Militärdienst einberufen und fiel nahe dem Kriegsende am 26. März 1945 in Pillau. Seine Frau Gerda verstarb 1943. Beider Kinder sind auf dem elterlichen Anwesen von der jungen Gertrud Braun, einer Neu-Dollstädterin, betreut worden. Und die Außenwirtschaft versah dort ein französischer Kriegsgefangener.

Mit dem eigenen Fahrzeug waren die Bewohner dieses Anwesens Teil des Ortstracks. In Pommern, in dem Ort Deutsch-Bukau, war ihr Zusammentreffen mit den Rotarmisten. Diese interessierten sich vordergründig für Gertrud Braun. Einer Verschleppung soll sie jedoch entgangen sein. – Die drei Jacobsen-Kinder setzten die Flucht alleine fort. Sie kamen jedoch nicht weit. In Gumbin bei Stolp büßten sie ihre Habe, einschließlich Pferd und Wagen, ein. Nach mehr als einem Jahr des Ve-

getierens vor Ort strebten sie zu Fuß gen Danzig. Von dort nahm sie ein polnisches Schiff nach Elbing mit. Hier interessierte sich die Miliz für sie, beließ ihnen aber die Freiheit. Ihr Ziel war Neu-Dollstädt. Abenteuerlich der Weg dort hin, eine Floßfahrt auf Scheunentoren und dergleichen durch die überschwemmte Niederung. Völlig ausgeplündert war das elterliche Anwesen. Nur Kadaver von verendetem Viehzeug fanden sie dort. Um des Überlebens willen nahmen sie für äußerst miserable Verpflegung bei der sowjetischen Militärverwaltung in Pöwunden Arbeit an. – Ein Pole, der sich in Krossen angesiedelt hatte, suchte einen Jungen zum Viehhüten. Seine Wahl fiel auf den zehn Jahre alten Erich Jacobsen. Und dem ist es bei dessen Familie gut gegangen. So gut, dass er seinen beiden Brüdern, denen 1948 eine Arbeitsstelle bei Thorn zugewiesen wurde, nicht dorthin folgte. Er blieb auch im Lande, als im Januar 1951 die Brüder mit einem Aussiedlertransport in die sowjetische Besatzungszone abgeschoben wurden. Beide Brüder wurden in Staßfurt bei Magdeburg ansässig, etablierten sich beruflich und gründeten Familien. August wurde Schlosser. Bei Otto folgte nach der Schlosserausbildung einige Jahre Soldatsein bei der Volksarmee, um dann schließlich bei der Eisenbahn zu landen und dort den Posten eines Fahrdienstleiters zu bekleiden. Erich blieb in der ostpreußischen Heimat und ging dort vollkommen im Polentum auf. In Preußisch Holland wohnend, ist er mit einer Polin verheiratet – und der deutschen Sprache nicht mehr mächtig.

Und so erlebten die Bewohner des Waisenheimes vom Polder Hofkampe die Flucht

Für das auf dem Polder Hofkampe gelegene Waisenheim stand für die Flucht nicht wie vorgesehen ein vom Gut Hohendorf gestelltes Fahrzeug zur Verfügung. Die Heimleiterin Schwester Anna und Schwester Ilse stellten nun, die Situation berücksichtigend, ein sehr knappes Fluchtgepäck für die zwölf Kinder im Alter von einem dreiviertel Jahr bis 14 Jahren zusammen: einen Kinderwagen für das Kleinste, einen Handwagen für etwas Gepäck und lebenswichtige Utensilien in den zweckentfremdeten Schultornistern der größeren Kinder. Auf dem Eis der Sorge strebten sie zu dem Sammelplatz des Neu-Dollstädter Fluchttrecks. Eva Freitag, zuständig für den elterlichen Fluchtwagen, räumte auf diesem Platz für die drei Kleinsten ein. Frau Maruhn nahm drei etwas größere Kinder zu sich. Für die anderen hieß es, zu Fuß gehen. – Es gab aber auch sehr egoistische Zeitgenossen, die ohne zwingende Notwendigkeit für sich Fahrgelegenheit in Anspruch nahmen, ja, sich sogar an der bescheidenen Habe dieser Kinder bereicherten.

In dem Städtchen Berent in Pommerellen sollte sich Gelegenheit einer Weiterflucht mit dem Zug bieten. Schwester Anna wollte dieses mit den ihr Anvertrauten nutzen. Übervoll der Bahnhof, der offene, zugige Bahnsteig. Kein regelmäßiger Zugverkehr mehr. Endlich erschien ein Güterzug und die Waggons wurden von

den Flüchtlingen erstürmt. Stundenlanges Warten auf die Abfahrt des Zuges. Irgendwann rollten dann aber die Räder. Gotenhafen war Endstation. Dort drängte sich eine unübersehbare Menschenmenge zusammen, – Flüchtlinge, gezeichnet von den Strapazen auf den winterlichen Fluchtstraßen und der Furcht vor den Rotarmisten.

Es war der 30. Januar 1945 am Vormittag. Auch Schwester Anna stand mit ihren Schutzbefohlenen am Kai. Unglaublich, welche Menschenmenge das Fallreep hinaufhastete und in dem gewaltigen Schiff „Wilhelm Gustloff“ verschwand. Dann wird das Fallreep hochgezogen. Groß die Enttäuschung derer, die zurückbleiben mussten. Jedoch unerschütterlich das Gottvertrauen von Schwester Anna: „Kinder, wer weiß, wozu das gut ist!“

In den Mittagsstunden verließ die „Wilhelm Gustloff“ Gotenhafen-Oxhöft und strebte der offenen See, dem von Minen geräumten Tiefwasserweg, zu. Auf der Höhe von Stolpmünde wurde um 21.16 Uhr das stolze Schiff von drei sowjetischen Torpedos getroffen. Es sank innerhalb von 62 Minuten.

Noch in den Nachmittagsstunden des 30. Januar bot sich eine andere Schiffspassage. Es war ein leerer Kohlenfrachter und als solcher alles andere als komfortabel. In den kahlen, von Kohlenstaub angereicherten Bunkerräumen wurde Quartier bezogen. Es war stürmisch und das Thermometer zeigte 18 Grad unter Null, als das Schiff in den Abendstunden den Hafen verließ und in küstennaher Fahrt gen Westen strebte. Eine ernste Gefahr waren hier Treibminen. Und eine solche, deren Sprengkraft jedoch durch eine dicke Eisscholle gemindert wurde, ließ dennoch die Situation für den Frachter kritisch werden. Unentrinnbar im Bunkerraum gefangen, drang Wasser in diesen ein. Panik brach bei den Eingeschlossenen aus, jedoch unerschütterlich und ruhig die von ihren Schutzbefohlenen vertrauensvoll umringte betende Schwester Anna. – Bis zu den Knien reichte bereits das Wasser. Doch dann stieg es nicht mehr, es begann langsam zu sinken. Der Schiffsbesatzung war es gelungen, das Leck abzudichten und nun pumpte sie das eingedrungene Wasser ab.

In Warnemünde verließ Schwester Anna mit den Ihrigen das Schiff. Ihr Fluchtziel war in Dahmen, Kreis Malchin, das dortige Kinderheim, welches ebenfalls zu dem Diakonissenverband „Eva von Thiele-Winkler“ gehörte. – Beispielhaft selbstlos und aufopfernd, das war die Oberschwester Anna Wiehler aus Thiergart.

Ja, der Tod, er hatte auf den Fluchtstraßen viele Gesichter. Er fand seine Opfer durch Erfrierungen, totale Erschöpfung, brutale Ermordungen, Vergewaltigungen mit Todesfolge, sonstige perverse Grausamkeiten – und verreckt war auch gestorben.

Die Menschenopfer von Neu-Dollstädt infolge des Zweiten Weltkrieges

Sie wurden von den Ortsvertretern Alfred Poek und Otto Hellwig ermittelt und aufgelistet. Die Ermittlung erhebt nicht den Anspruch, fehlerfrei zu sein.

Im Krieg gefallen:

Böhnke, Hugo
Hellwig, Rudolf
Schwarzer, Ernst
Meier, Wilhelm
Korth, Rudi
Klink, Adolf
Hildebrandt, Otto
Bröcker, Adolf
Bröcker, Fritz
Korth, Gustav
Korth, Kurt
Jacobsen, August
Jacobsen, Kurt

Im Krieg vermisst:

Poeck, Lothar
Grunwald, Ernst
Hildebrandt, Kurt
Grunwald, Gustav
Korth, Kurt
Klein, Adolf
Heinrich, Kurt
Fuchs, Fritz
Steffen, Willi
Grunwald, Fritz

Der Verlust an Zivilbevölkerung infolge der Flucht und in der Heimat durch die Willkür der Besatzer:

Block, Pauline
Block, Grete
Poeck, Lina (in Neu-Dollstädt verstorben)
Poeck, Käthe
Daniel, Otto
Daniel, Berta
Buse, Richard
Schröter, Liselotte
Luft, Gustav
Braun, Hildegard
Schmelzer, Wilhelm
Schmelzer, Marie
Hellwig, Friedrich (in Neu-Dollstädt verstorben)
Hellwig, Johanna (in Neu-Dollstädt verstorben)
Grunwald, Dora (1946 in Sorgenort von den Russen erschossen)
Freitag, Minna (Tod durch Vergewaltigungen)
Grunwald, Leopold

Grunwald, Ernestine (in Sorgenort verstorben)
Grunwald, Jürgen
Engel, Marie (in Dänemark verstorben)
Sell, Gustav
Janzen, Franz (in Pommern vermisst)
Wichmann, Eduard
Pachmohr (in Neu-Dollstädt verstorben)
Roß, Eduard und Frau
Grau, Gottfried (von den Russen erschlagen)
Grau, Gottfrieds Ehefrau
Lange, Hartmut
Bröcker, Gustav
Oelschläger, Ida
Dobrodt, Ehefrau (in Dänemark verstorben)
Dobrodt, Paula
Hildebrandt, Ferdinand
Hildebrandt, Henriette
Schwarzer
Fuchs, Hermann (verstorben 1946 in Königsberg)
Schönberg, Johanna
Grunwald, Ehefrau von Fritz Grunwald (vermisst)
Grunwald, Edith (vermisst)
Grunwald, Ursula (vermisst)
Lange, Fritz (Bürgermeister, vermisst)

Neu-Dollstädt jetzt

Nachgeborene, die heute dort den „kleinen Garten Eden“ von einst suchen, können leicht den Eindruck gewinnen, dass dieser nur in der nostalgischen Verklärung der von dort Vertriebenen existiert hat.

Zwar haben hier im Zweiten Weltkrieg keine kriegerischen Handlungen stattgefunden, jedoch war das Entwässerungssystem der Drausen-Niederung außer Funktion gesetzt, so dass die gesamte Niederung überflutet war. Erst 1947 stand für die Entwässerungspumpen wieder elektrischer Strom zur Verfügung, konnten diese, soweit sie noch vorhanden und intakt waren, arbeiten. Inzwischen hat das Wasser die Polder Treugenkohl und Hofkampe zurückerobert – und sie auch behalten dürfen. Das Gleiche trifft für die Exklave „Letzter Groschen“ zu. – Die Zahl der Baulichkeiten in der Gemarkung ist stark geschrumpft und die Fruchtbarkeit der Ländereien hat durch den für landwirtschaftliche Kulturen nicht angepassten Wasserstand sehr gelitten.

Das Kirchspiel Königsblumenau

Chronik, Geschichte und
Einzelberichte

Weitere Berichte behandeln
die Orte:

Neu Dollstädt

Prussisch ja, deutsch ja, polnisch vor 1945 zu keiner Zeit - das besagt der geschichtliche Steckbrief der im Kreis Preussisch Holland gelegenen Kirchgemeinde Königsblumenau.

Von Neu Dollstädt und seinen Bewohnern berichtet dieser Auszug aus dem Gesamtwerk.

- Alt Dollstädt
- Gross Brodsende
- Kerschitten
- Königsblumenau
- Krapen
- Mehland
- Opitten
- Petersdorf
- Powunden
- Rossitten
- Stein



Horst Zlomke, der Autor des Gesamtwerkes „Das Kirchspiel Königsblumenau“, wurde am 14. Februar 1923 in Opitten geboren. Als Sohn eines Bauern, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Ort in Ostpreussen, der Kornkammer des Deutschen Reiches, war die berufliche Orientierung von Horst Zlomke naheliegend. In seiner Familienchronik „Aerbarmung“ schreibt er: „Dass ich einst Bauer sein würde, Bauer im weitesten Sinne, war für mich selbstverständlich“.

Die Ausübung des erlernten Berufes wurde durch den Krieg und die Vertreibung aus der geliebten Heimat, wie bei unzähligen anderen Leidensgenossen, jedoch jäh zunichte gemacht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade auf Grund seiner eigentlichen Berufung „einfacher Bauer zu sein“ – lebt das bäuerliche Ostpreussen in den Berichten von Horst Zlomke auf. Mal spannend, mal amüsant, immer jedoch aus tiefstem Herzen und gelebter Überzeugung geschrieben, entführen uns seine Berichte in die Erinnerung an ein geliebtes Land. Und, so unglaublich es auch erscheinen mag, diese Erinnerungen erleben nicht nur diejenigen unter uns, welche zur „Erlebnisgeneration“ gehören. Uns in Horst Zlomkes Berichte vertiefend, spüren auch wir jüngeren Nachkriegsgeborenen die Bande, welche uns mit der Heimat unserer Eltern und Grosseltern verbinden.